Volk und Rasse

Illustrierte
Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

4. Jahrgang 1929

J. F. Lehmanns Verlag, München

1934 : 1482

Inhaltsverzeichnis

des 4. Jahrganges, 1929.

Heft 1 S. 1—64; Heft 2 S. 65—128; Heft 3 S. 129—192; Heft 4 S. 193—252.

Verfasserverzeichnis.

	Seite
Beninger, E., Die eiszeitlichen Kulturen in Europa. Mit 3 Abb.	222
Boeck, Chr., Ein Dichter nordischer Art. Mit 1 Abb.	102
Brurein, W., Von deutscher Baukunst	174
Bryn, H., Seelische Unterschiede zweier Spielformen der nordischen Rasse. Mit 2 Abb.	158
Ebeling, F., Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum	25
Darré, W., Zur Förderung der Rassenhygiene	54
Ergebnis des Preisausschreibens für nordische Ahnentafeln mit Bildern	53
Günther, H. F. K., Die Entnordung der keltischen Stämme. Mit 2 Abb.	164
Mjöen, J. A., Rassenkreuzung beim Menschen II. Mit 4 Abb.	72
Petersen, E., Die Wandalen im Spiegel der ostdeutschen Bodenfunde. Mit 17 Abb.	34
Polland, R., Die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung Steiermarks. Mit 7 Abb.	16
Reche, O., Bemerkungen zum Aufsatz „Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum" von F. Ebeling	44
—, Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen. Mit 19 Abb.	129 u. 193
—, Die Wiedereindeutschung Mecklenburgs unter bevölkerungsstatistischem Gesichtspunkt	13
—, Nordgermanisches in der Bevölkerung des polnischen Staates. Mit 11 Abb.	78
—, Zum Preisausschreiben für nordische bebilderte Ahnentafeln. Mit einer Ahnentafel	66
Schulz, W., Germanen und Kelten in Mitteldeutschland. Mit 11 Abb.	91
Steinhäuser, M., Süddeutsche Kolonisten in Schleswig und Jütland	169
Tackenberg, K., Die Bastarnen	232
Tirala, L. G., Die Lebensfrage des deutschen Volkes	86
Veeck, W., Ein Beitrag zur frühzeitigen Besiedlung Württembergs	216
Weber, L., Wie Parzival unser ward	31
Witte, H., Von mecklenburgischer Geschichte und vom mecklenburgischen Menschen	1
Wulz, G., Das Bürstenbindergewerbe in Alt-München	46

Buchbesprechungen.

Abele, Zur Siedlungsgeschichte des württembergischen Höhengebietes am Limes und östlich desselben in deutscher Zeit. (Zeiß)	183
Ammann, In und um Flandern. (B. K. Schultz)	183

Stadt-Bibliothek Elbing

Seite

Aus Oberschlesiens Urzeit. (Petersen) 246
Der bayerische Vorgeschichtsfreund. (Much) 63
Belloc, Die Juden. (Reche) 249
Bleyer, Das Deutschtum in Rumpfungarn. (Rüdiger) . . . 247
Bohnenberger, Über die Ostgrenze des Alemannischen. (Zeiß) . 184
Bumüller, Leitfaden der Vorgeschichte Europas. (Zeiß) . . . 184
Capelle, Das alte Germanien. (Much) 115
Clauß, Österreichische und Salzburgische Emigranten in der Ansbacher und Gunzenhauser Gegend (Essen) 184
—, Von Seele und Antlitz der Völker und Rassen. (Augur.) . . . 58
Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse. (Mielke) 108
Deutsche Volkheit. (Zeiß) 62
Deutsches Einheits-Familienstammbuch. (Reche) 123
v. Düring, Psychische Grenzzustände bei Kindern und Jugendlichen. (Moser) 181
Ernst, Geschichten von deutscher Art. (Moser) 185
Fehrle, Publius Cornelius Tacitus, Germania. (Much) 114
Fetscher, Erbbiologie und Eugenik. (Reche) 250
Frenzel, Die Totenstadt von Burk bei Bautzen. (Tackenberg) . . 251
Göth, Sagen aus Südwestmähren. (Karasek) 185
Gravert, Die Bauernhöfe der Kremper- und Kollmar-Marsch. (B. K. Schultz) 111
Grönbech, Nordische Mythen und Sagen. (Zeiß) 252
Grothe, Die deutsche Zips. (Haushofer) 113
Gründel, Die Menschheit der Zukunft. (Tirala) 179
Güthlein und Ritz, Das Feuchtwanger Heimatmuseum. (Zeiß) . . 185
Gusmann, Wald- und Siedlungsfläche Südhannovers und angrenzender Gebiete etwa im 5. Jahrh. n. Chr. (Zeiß) 185
Häberle, Die Zunftaltertümer des Museums der Stadt Ulm (Zeiß) . 186
Hahne, Totenehre im alten Norden. (Zeiß) 59
Helbok, Siedelungsgeschichte und Volkskunde. (Lüers) . . . 59
Henke, Blutprobe im Vaterschaftsbeweise. (Reche) 251
Hildebrandt, Stadt und Rasse. (Hesch) 55
Hinrichs, Niedersachsen in Wort und Bild. (B. K. Schultz) . . 192
His, Geschichte des deutschen Strafrechts bis zur Karolina. (Zeiß) . 60
Hohlbaum, Das Paradies und die Schlange. (Moser) . . . 60
Jacob, Alte badische Handwerkskunst. (Zeiß) 60
Karsten, Die Germanen. (Zeiß) 124
Kießling, Deutsche Sippennamen. (Zeiß) 60
Kleine, Herbe Jugend. (Moser) 186
Lange, Verbrechen als Schicksal, Studien an kriminellen Zwillingen. (Moser) 182
Leibbrandt, Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816 bis 1823. (Essen) 186
Lienhart, Elsässische Ortsneckereien. (Panzer) 119
Losch, Die Brautwerbungssage der deutschen Spielmannsdichtung. (Much) 187
Lundborg, Rassenkunde des schwedischen Volkes. (Heidrich) . . 125
Moepert, Die Anfänge der Rübezahlsage. (Zeiß) 188

Seite

Muckermann, Rassenforschung und Volk der Zukunft. (Moser) . 61
Norwegische Königsgeschichten. Bd. 1. (Zeiß) 61
Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. (Zeiß) 64
Peßler, Plattdeutscher Wortatlas von Nordwestdeutschland. (Mielke) 56
Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder. (Zeiß) . . . 61
Pfeifer, Das Siedlungsbild der Landschaft Angeln. (Zeiß) . . . 62
Pfister, Schwäbische Volksbräuche, Feste und Sagen. (Zeiß) . . 62
Pinck, Verklingende Weisen (Lothringer Volkslieder). (Zeiß) . . 252
Radusch, Das Geheimnis des Blutes. (Moser) 62
Sachsenröder, Familien- und Heimatbuch. (Reche) 124
Sartori, Westfälische Volkskunde. (Lüers) 188
Scheidt, Einführung in die rassenkundliche Abteilung. (Hesch) . . 189
Schneider, Germanische Heldensage. Bd. 1 (W. Schultz) . . . 189
Schremmer, Schlesische Volkskunde. (Lüers) 190
Schröder, Altgermanische Kulturprobleme. (W. Schultz) . . 126
Sprater, Die Urgeschichte der Pfalz. (Zeiß) 191
Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol. (Zeiß) . . 191
Strzygowski, Altslawische Kunst. (Zeiß) 177
Sturm, Das Deutschtum in Litauen. (B. K. Schultz). . . . 191
Teudt, Germanische Heiligtümer. (W. Schultz) 127
v. Trauwitz-Hellwig, Urmensch und Totenglaube. (W. Schultz) . 245
Ubsadel, Soziologische Verhältnisse kinderreicher Großstadtfamilien. (Moser) 181
Unsere Heimat. (B. K. Schultz) 128
v. Verschuer, Sozialpolitik und Rassenhygiene. (Hesch) . . . 121
Walther, Schwäbische Volkskunde. (B. K. Schultz) . . . 192
Weifert, Weißkirchner Familiennamen. (Zeiß) 112
Winthuis, Das Zweigeschlechterwesen bei den Australiern und anderen Völkern. (Spannaus) 128
Wolff, Die Helden der Völkerwanderungszeit. (Zeiß) . . . 64

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethlefsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. Hans Zeiß, München 51, Holzkirchnerstraße 2.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

4. Jahrgang — Heft 1 — Januar (Eismond) 1929

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Von mecklenburgischer Geschichte und vom mecklenburgischen Menschen.

Von Archivdirektor Dr. Hans Witte, Neustrelitz.

Durch die Tat eines Mannes ist Mecklenburg in das helle Licht der Geschichte hineingestellt worden. Als der Sachsenherzog Heinrich der Löwe durch seinen Sieg über den Obotritenfürsten Niclot (1160) dem jahrhundertelangen Kampf um das Südgestade der Ostsee die Entscheidung gab, da war nicht nur eine Zeitwende neuen deutschen Geschehens weit über das engere Gebiet dieses Kampfes hinaus angebrochen, da begann auch für unser Mecklenburg die wirkliche Geschichte.

Was immer wir vorher an Schicksalen unseres Landes erfahren — sei es aus meist zusammenhanglosen Aufzeichnungen von Geschichtschreibern, die sämtlich ihren Wohnsitz außerhalb unseres Landes hatten; sei es aus dem Nachlaß älterer Geschlechter, den mühselige Spatenarbeit dem Erdboden entriß; sei es durch die nicht weniger mühevolle und nicht selten bedenkliche Deutung alter Namen — dies alles gehört doch noch der Vorgeschichte an. Erst als mit dem Siege des Deutschtums die Kunst des Schreibens ihren Einzug in das Heidenland hielt, erst von da an konnte es im Lande selber zu schriftlichen Aufzeichnungen kommen, konn-

ten mecklenburgische Urkunden und allmählich auch eine mecklenburgische Geschichtschreibung ergiebigere Kunde geben von dem, was in unserem Lande vorging.

Einer der größten und stolzesten Augenblicke deutscher Vergangenheit, da das heidnische Wendentum niedergerungen vom Deutschtum am Boden lag, war also die Geburtsstunde der mecklenburgischen Geschichte und — wir dürfen es wohl schon vorgreifend sagen — auch des mecklenburgischen Menschen. Anderseits ist mit der Befestigung und dem Ausbau des Werkes Heinrichs des Löwen, selbst wenn man sie nur in der Beschränkung auf unser mecklenburgisches Land betrachten wollte, keineswegs lediglich mecklenburgische Geschichte gemacht worden; ward doch damit der Grund gelegt für die Sicherstellung eines erweiterten Lebensraumes unsers deutschen Volkes.

So ist an der Schwelle der mecklenburgischen Geschichte diese von der deutschen Geschichte kaum zu sondern. Das Ineinandergreifen ist so innig, daß im Zusammenhang der deutschen Dinge keinenfalls gemißt werden kann, was zu jenen Zeiten in unserer engeren Heimat geschah. Es ist geradezu grundlegend für die Weiterentwicklung deutschen Wesens.

So ist es auch geblieben, als zu den zwei um das Südgestade der Ostsee ringenden Völkern, den Deutschen und Wenden, sich als drittes die Dänen gesellten. Schon zu Zeiten Heinrichs des Löwen war das Streben der Dänen nach Eroberung und Besitz im südbaltischen Slavenland deutlich genug und auch keineswegs ganz erfolglos. Doch der gewaltige Sachsenherzog wußte sie in Schranken zu halten. Erst durch seinen Sturz wurde die Bahn für die Dänen frei. Die Schicksalsfrage der südbaltischen Lande wurde noch einmal gestellt. Nicht mehr handelte es sich jetzt darum, ob diese Lande in Zukunft deutsch oder wendisch sein sollten. Das Wendentum war gebrochen und ohne jede Möglichkeit einer Wiederauferstehung. Jetzt handelte es sich nur noch um Deutsch oder Dänisch.

Zweimal hat Mecklenburg mit einigen Nachbarländern die Dänenherrschaft über sich ergehen lassen müssen. Zweimal hat es an ihrer Abschüttelung mitgewirkt, am glanzvollsten bei der kühnen Gefangennahme des Dänenkönigs Waldemar II. und an dem Siegestage von Bornhöved, dessen siebenhundertste Wiederkehr wir im vorigen Jahre feiern durften. Auch dies zugleich eine hervorragende Tat deutscher Geschichte, eine Wegebereitung deutscher Zukunft, der dadurch die Ostsee auf unabsehbare Zeit wiedererschlossen und ein unermeßliches Ausbreitungsgebiet eröffnet wurde.

So hat Mecklenburg — gerade im Beginne seiner Geschichte — lange im Brennpunkt weltgeschichtlicher Kämpfe und Entwicklungen gestanden. Aber die Welle sieghaften Vordringens des Deutschtums gen Osten rollte in raschem Lauf über unser Land hinweg. Bald hörte es auf, Grenzmark des Deutschtums gegen die Völker des Ostens zu sein. Je weiter die Woge des Deutschtums gen Osten vordrang, je mehr Länder sie deutscher Sprache und Gesittung zurückgewann, um so mehr wurde Mecklenburg zu einem innerdeutschen Binnenland, dessen unverrückbare Ostseegrenze allein noch am Rande blieb. Um so fremder wurde es auch den großen Kämpfen um die Erweiterung des deutschen Lebensraumes, aus denen es selber ja erst vor kurzem herausgeboren war. Es wurde zu einem abgeschiedenen, stillen Winkel, in dem ein in sich zurückgezogenes, selbstgenügsames Wesen immer mehr überhand nahm, je mehr das Reich von seiner Höhe herabsank und schließlich gar zu einem Schemen verblaßte.

Dynastische Landesteilungen, die sich immer und immer wiederholten bis in die neuesten Zeiten hinein, innere Fehden, unnütze Grenzkriege mit den Nach-

barn, endlose Streitigkeiten der Landesherrschaft mit den Ständen füllen fortan die Blätter der mecklenburgischen Geschichte mit erschütternder Eintönigkeit. Gewiß ist auch da manches Größere eingestreut: der wiederholte Griff nach den Kronen des Nordens, der — unter Albrecht dem Großen besonders nachdrücklich — doch stets an der Machtlosigkeit des kleinen Landes scheitern mußte. Die Gründung der Universität Rostock gehört auch dazu, eine geistige Großtat, die dem in mancher Hinsicht rückständigen Norden weit über Mecklenburgs Grenzen hinaus Licht spendete. Mecklenburgs Teilnahme an der Reformation wäre hier zu nennen. Nicht zu vergessen sei auch der erfolgreiche Versuch, das Staatswesen nach vorgeschrittenen Gesichtspunkten zu leiten, wie ihn Wallenstein in den kurzen Jahren seiner mecklenburgischen Herzogswürde unternahm; wobei nur zu bedauern ist, daß die ihm gelungene Zähmung der widerborstigen Landstände niemals auch nur mit einem annähernden Erfolg von einem Fürsten des eingeborenen Obotritenhauses versucht worden ist, und daß alles, was seine kluge Verwaltung an Heilsamem schuf, alsbald nach der Wiedereinsetzung der alteingesessenen Fürsten mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurde.

In den Befreiungskriegen und wo immer um den Bestand Deutschlands die ehernen Würfel rollten, hat der Mecklenburger seinen Mann gestanden. Er brauchte nur herausgerissen zu werden aus der selbstgenügsamen Abgeschiedenheit und dem Einerlei seiner engen heimatlichen Verhältnisse, der Einzelne wie die Gesamtheit, um an seiner Stelle Dinge zu vollbringen, die sich über den Durchschnitt erhoben und der Gesamtentwicklung deutschen Wesens förderlich waren.

Schon der große Friedrich hat mit scharfem Blick die kriegerischen Fähigkeiten erkannt, die unverbraucht im mecklenburgischen Stilleben schlummerten. Seine Werber wußten sie für die Sache Preußens nutzbar zu machen. Wie viele Mecklenburger haben, wenn auch mehr oder weniger widerstrebend, seine Schlachten schlagen helfen und so am Aufbau eines neuen, waffenstarken Deutschlands mitgearbeitet! Was damals — bei vielen wenigstens — noch erzwungene Leistung war, ward freiwillige, selbstverständliche Hingabe in den Befreiungskriegen und später im Ringen um das zweite deutsche Kaiserreich. Überall dort ist bestes mecklenburgisches Blut geflossen. Und wer zählt die mecklenburgischen Opfer des Weltkrieges, deren Gebeine auf allen seinen Schauplätzen in Europa, Afrika, Asien und unter den Fluten der Meere ruhen? Wie könnten wir ihrer, die sich in der Blüte der Jugend oftmals mit vollem Bewußtsein opferten, je gedenken ohne die Hoffnung, daß — trotz allem — auch ihre Aufopferung nur eine Saat war für etwas kommendes Größeres, heute unsern Blicken noch Verborgenes, für ein drittes, großdeutsches Reich! So findet auch am Ende mecklenburgischer Geschichte, wie an ihrem Anfang, die unlösbare Verbundenheit mit dem Erleben des gesamten großen Vaterlandes überwältigenden Ausdruck. Zwischendurch dann die Zeiten stiller Zurückgezogenheit in die engen Grenzen; ein Kleben an altüberlieferten Formen, von denen man sich nicht zu trennen vermag, so klar alle Einsichtigen ihre heillose Überalterung erkennen. Im landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 hat man versucht, diese Formen des Ständestaats zu verewigen. Und über eine fast unglaubliche Zeitspanne ist es gelungen! Sie stehen ja noch in unser aller frischer Erinnerung! Und wäre nicht die furchtbare Weltkatastrophe über uns hereingebrochen, wer weiß, ob wir nicht heute noch unter dem Regiment der „getreuen Stände" ein geruhsames Leben fristeten.

So ist Mecklenburg schließlich zu einer Art von historischem Museum geworden, worin das, was man in anderen Ländern längst zu den Toten ge-

worfen hatte, noch fröhlich weiterlebte. Alle die dem modernen Menschen schwerverständlichen Einrichtungen und Lebensäußerungen des Ständestaats, durch den ja auch die anderen Länder hindurchgegangen waren, konnte man bei uns an der Quelle studieren und sich in ihren Geist versenken. Und wer wollte — namentlich als Historiker — bestreiten, daß auch dies einen gewissen Wert hat?

Wie die Geschichte anderer kleinerer Gemeinwesen, zeigt auch die Geschichte unseres Landes ihre Höhepunkte da, wo sie nahezu restlos in einem starken Strome gesamtdeutschen Geschehens unterzutauchen scheint. Die Zeiten der Zurückgezogenheit bieten dem Geschichtschreiber geringeren Reiz. Die enge Verbundenheit der Teile mit dem Ganzen kommt dadurch zu augenfälligem Ausdruck. Diese Verbundenheit hat uns das gewaltige Geschehen dieser letzten Zeit besonders eindringlich erleben lassen. Völlige Abtrennung würde Verkümmerung bedeuten, vielleicht sogar Tod!

Daseinsmöglichkeit der Glieder, das lehrt uns die Betrachtung der Landesgeschichte immer wieder, ja selbst Daseins*berechtigung* besteht nur im Rahmen des großen nationalen Ganzen. Sich ihm einzufügen und unterzuordnen, wie es Selbsterhaltung und Pflicht gleichmäßig heischen, darin haben deutsche Stämme öfters gefehlt. Der deutsche Erbfehler des Partikularismus ist auch heute noch nicht tot. Die Not dieser letzten Zeit wäre nicht umsonst durchlitten, wenn sie uns Deutsche endlich zusammenhämmerte zu einer wirklichen, stahlgehärteten Einheit.

Der Träger dieses geschichtlichen Lebens, wie ich es eben mit knappen Strichen umrissen habe, ist in dem hier landschaftlich begrenzten Rahmen der *mecklenburgische Mensch*. Ein ganz alltäglicher Begriff für uns. Aber wollen wir ihn näher erklären, so stehen wir vor Schwierigkeiten. Kein Zweifel, es handelt sich um den Menschen, der den Mecklenburg genannten Erdenraum in einer langen Reihe von Geschlechterfolgen bis auf den heutigen Tag bevölkert hat. Aber woher ist dieser Mensch gekommen? Ist er unserer Scholle entsprossen oder ist er eingewandert? Sind die Geschlechterfolgen, die nacheinander unser Land bewohnten, als eine durch die Jahrhunderte oder gar Jahrtausende in sich stets gleichgebliebene Masse anzusehen? Oder hat es im Laufe der Zeiten Wandelungen gegeben, ist vielleicht sogar der Faden der Entwicklung jäh durchrissen worden? Hat es nicht auch Unterschiede in der Bevölkerung der verschiedenen Teile des Landes gegeben?

Eine Fülle von Fragen, die zu beantworten wir uns nicht — wie vorher — auf die eigentliche Geschichte beschränken dürfen: Vor- und Urgeschichte müssen hier mithelfen. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben hier manches Gestrüpp hinweggeräumt, das früher den freien Blick hemmte. Nach ihnen kann es nicht mehr bezweifelt werden, daß Mecklenburg zu *den* Gebieten des westlichen Ostseebeckens gehört, die als Wiege des Indogermanentums und damit auch des Germanentums anzusehen sind. Sicher ist soviel, daß Mecklenburg in der jüngeren Steinzeit von Menschen indogermanischer Art bewohnt wurde.

Ureinwohner (Autochthonen) waren sie aber nicht. War doch Mecklenburg in noch weiter zurückliegender Urzeit ganz und gar von Inlandeis bedeckt gewesen, eine Besiedlung also erst nach Verschwinden dieses Eises möglich. Deshalb haben wir die Indogermanen, die in der jüngeren Steinzeit Mecklenburgs Boden im Besitz hatten, als Neusiedler anzusehen, die, aus dem Gebiet der Kalkhöhlen Frankreichs zwischen Seine und Maas stammend, auf den Ostseeinseln und in Schonen eine neue Heimat gefunden und sich später von hier aus weiter ausgebreitet hatten — u. a. auch über Mecklenburg.

Als den erſten Vortrupp wird man das Volk bezeichnen müſſen, welches Koſſinna nach dem Fundort, an dem unſer Altmeiſter Liſch ſie zum erſten Male feſtſtellte, die „Dobbertiner“ genannt hat[1]).

Die „Dobbertin“-Schicht hat ſich noch nicht über den Stand eines primitiven Jäger- und Fiſcherdaſeins erhoben, kennt noch keine Töpferei; die jüngeren Indogermanen wachſen über dieſe Ziviliſationsſtufe hinaus, treiben Ackerbau und Viehzucht, und legen „Hünengräber“ an.

Beſtimmte Anzeichen ſcheinen darauf hinzudeuten, daß beide Ziviliſationsſtufen während eines Teiles der jüngeren Steinzeit nebeneinander unſer Heimatland bewohnt haben. Aber die höhere Ziviliſation war die weitaus überlegene und ſicher in raſch fortſchreitender Weiſe überwiegende. Sie zieht natürlich auch unſer ſtärkſtes Intereſſe auf ſich, weil von ihr das Germanentum abſtammte, das etwa mit der Bronzezeit — alſo ſeit 2000 v. Chr. — als Bevölkerung unſeres Landes anzuſehen iſt.

Durch Jahrtauſende iſt Mecklenburg in germaniſcher Hand geweſen. Der ſchwierigen und umſtrittenen Frage, welche Germanenſtämme es waren, die hier ihre Wohnſitze hatten, kann bei der Knappheit des Raumes nicht eingehend nachgegangen werden. Da die Anweſenheit der Germanen trotz ſo langer Dauer doch nur vorübergehend war, ſteht die Stammesfrage für unſere Zwecke auch nicht in vorderſter Linie. Erſt mit dem Auftreten ſchriftlicher Quellen helleniſch-römiſcher Herkunft läßt ſich dieſe Frage überhaupt ſtellen. Und da ſind es — mit allem Wenn und Aber — immer wieder die Warnen und Reſte der Teutonen, die als Bewohner der Hauptmaſſe unſeres Landes erſcheinen, Semnonen und Langobarden, die von Süden und von Weſten über ſeine Grenzen herübergreifen.

Die große Völkerwanderung hat dann mit den Ländern des germaniſchen Oſtens auch Mecklenburg von ſeinen germaniſchen Bewohnern entleert. Von Oſten her rückten ſlaviſche Stämme in die weiten geräumten Länder nach. Um das Jahr 600 n. Chr., vielleicht ein wenig früher, muß ihre Niederlaſſung in Mecklenburg erfolgt ſein.

Mecklenburg bietet in der Folgezeit das Bild eines reinſlaviſchen Landes. Aber ſind nicht vielleicht doch Germanenreſte in ihm zurückgeblieben?

Von einer Erneuerung der Urgermanentheorie, die das Germanentum in dichten Maſſen ſitzenbleiben ließ, nur überdeckt und niedergehalten von einer ſlaviſchen Herrenſchicht, nach deren Vernichtung das Land mit einem Schlage wieder germaniſch, wieder deutſch war, — davon kann natürlich keine Rede ſein, weder für Mecklenburg, noch für andere ſchickſalverwandte Länder des Oſtens. Auch Bretholz hat ſie für die Sudetenländer trotz unabläſſigen Bemühens nicht ins Leben zurückzurufen vermocht. Sie iſt ein für alle Mal erledigt. Aber die Frage nach etwa zurückgebliebenen Reſten der in ihrer großen Maſſe abgewanderten Germanenſtämme muß überall geſtellt werden. Haben wir doch für einige Gegenden beſtimmte Zeugniſſe vom Verbleiben ſolcher.

Wie ſteht es nun in Mecklenburg? Zum Jahre 512 berichtet Procop gelegentlich der Rückkehr der Heruler in ihre nordiſche Heimat von den „unbewohnten Flächen, die gegen die Oſtſee und die Warnen lagen“. Die Warnen waren damals alſo noch nicht abgezogen und ſaßen im Oſtſeegebiet, wahrſcheinlich an

[1]) Über ſie neuerdings W. Karbe in den Meckl.-Strelitzer Heimat-Blättern 1927 Heft 1 S. 4 ff. und R. Beltz in der Zeitſchrift Mecklenburg 1927 Heft 3 S. 105.

Mecklenburgs Küste. Später sind sie aber ausgewandert; wir finden sie mit Teilen der Angeln im Verbande der Thüringer: „Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum". Auch der archäologische Befund läßt die Entleerung Mecklenburgs von seinen germanischen Bewohnern mit vollkommener Deutlichkeit erkennen. Die Frage der Germanenreste ist damit für Mecklenburg natürlich nicht entschieden. Aber sehr stark gegen das Vorhandensein solcher in nennenswerter Zahl spricht die Tatsache, daß kein einziger Ortsname bisher in Mecklenburg nachgewiesen worden ist, der sich eindeutig von der Urgermanenbevölkerung unsers Landes herleiten ließe. Wenn Wismar ein germanischer Name sein sollte, was sich kaum mit voller Sicherheit erweisen lassen wird, weil er sich auch aus dem Slavischen herleiten läßt, so müßte bei der Küstenlage des Ortes auch mit skandinavischer Herkunft gerechnet werden. Der deutsche Name der Hauptburg des Landes, der später zum Landesnamen wurde, ist eine wörtliche Übersetzung des slavischen Namens Wiligard = große Burg, Mecklenburg. Man hat den Flußnamen Warnow, der auch als Ortsname vorkommt, von dem schon genannten Germanenstamm der Warnen herleiten wollen. Aber der Name läßt sich ganz zwanglos slavisch ableiten als Rabenfluß oder Rabenort.

Daß man bisher keinen Beweis für das Vorhandensein von Germanenresten unter der Slavenüberflutung Mecklenburgs finden konnte, kann gewiß nicht zwingend beweisen, daß es solche Reste bei uns nicht gegeben hat. Aber daß sie beträchtlich gewesen wären, wird man nicht annehmen dürfen.

Immerhin bleibt eine gewisse Unsicherheit bestehen, zumal es in Mecklenburg bisher niemanden gegeben hat, der des Slavischen in einer Weise mächtig war, wie es für eine solche Durchprüfung des Ortsnamenbestandes erforderlich ist. In den Sudetenländern ist vor kurzem diese Aufgabe in glänzender Weise durch Ernst Schwarz gelöst worden. Es regt sich wie von selber die Frage und der Wunsch, ob nicht auch für unser Mecklenburg sich eine sprachlich wie historisch gleich gut vorbereitete Kraft finden könnte, die das letzte Wort in dieser uns so am Herzen liegenden Sache spräche.

Bis dahin werden wir uns bescheiden müssen und angesichts des bisher nicht erbrachten Nachweises irgendeines Urgermanenrestes auf unserem Boden doch die Möglichkeit der Erhaltung solcher — wenn auch jedenfalls nur in bescheidenen Ausmaßen — nicht von vornherein ablehnen.

Soviel aber steht fest: In der Entwicklung des mecklenburgischen Menschen kommt es hier zu einem Abreißen des Fadens, der danach aus anderem Stoffe neu eingefädelt werden mußte. Mögen wirklich einige Reste der vorgeschichtlichen Germanen hier sitzen geblieben, vom nachrückenden Slaventum überdeckt und aufgesogen sein, mögen sie ihr Blut der Slavenmasse, in der sie versanken, mitgeteilt haben — diese noch nicht einmal festgestellte Ausnahmeerscheinung kann den Gegensatz in keiner nennenswerten Weise abschwächen, in dem der mecklenburgische Mensch des beginnenden sechsten und der schon ziemlich deutlich erkennbare des elften Jahrhunderts einander gegenüberstehen: der erstere als Germane, der zweite als nicht weniger ausgesprochener Slave. Die Brücke eines möglicherweise vorhandenen kleinen germanischen Restbestandes, die vom einen zum andern führen könnte, ist nur einem schwachen, schwankenden Steglein über eine Kluft zu vergleichen. Auch wenn man hinzurechnet, was durch Handel und Wandel über die damals nicht allzuferne Grenze (namentlich durch den blühenden Menschenhandel), durch Krieg, vorübergehende Ausbreitung deutscher Herrschaft oder Missionstätigkeit hinzugekommen sein muß, so kann es sich alles in allem nur um einen deutschen

Einschlag handeln, der die slavische Art des damaligen mecklenburgischen Menschen kaum merklich zu beeinträchtigen vermochte.

Die Slaven aber, die etwa von 600 bis 1160 das Mecklenburger Land bevölkerten, waren keine ganz einheitliche Masse. Im Westen saßen, wie bekannt, die Obotriten nebst einigen kleineren stammverwandten Völkerschaften, im Osten die Liutizen oder Wilzen, deren Gebiet sich weiterhin über Teile Pommerns und der Mark erstreckte. Bei oft hervortretendem starkem politischen Gegensatz waren es doch nur nicht allzuschwer ins Gewicht fallende Stammesunterschiede.

Der Zusammenbruch der Slavenherrschaft in Mecklenburg bedeutet im Gegensatz zu ihrem Anfang kein Abreißen der Entwicklungslinie des mecklenburgischen Menschen, sondern nur eine Wendung. Allerdings eine sehr starke, die in allmählicher Steigerung eine völlige uneingeschränkte Rückkehr zum deutschen Wesen bewirkte. Die Wenden haben nach ihrer entscheidenden Niederlage nicht das Land geräumt, wie es vor ihnen die Germanen ohne Niederlage getan hatten. Mag ein Teil, wie die Quellen berichten, unter der Wucht der Ereignisse nach Pommern und zu anderen östlicheren Slavenvölkern entflohen, mochten viele in den schweren Entscheidungskämpfen gefallen oder sonst durch die Kriegsnöte zugrunde gegangen sein, — der Rest aber, vielleicht sogar der Grundstock des Wendenvolkes ist im Lande geblieben, samt seiner angestammten Dynastie, die Heinrich der Löwe ja bald nach seinem Siege in den größten Teil des Obotritenerbes wieder eingesetzt hatte. Hier hat noch Niclots Sohn, Pribislav, versucht, von seinem dezimierten Volke zu retten, was noch zu retten war, es vor dem Untergang in der drohenden deutschen Überflutung zu bewahren.

Es ist ihm nicht gelungen. Der entfesselte Strom einer neuen Entwicklung ging über ihn hinweg, und schon seine nächsten Nachfolger und Erben haben sich widerstandslos von ihm treiben lassen, ihn sogar absichtlich und planmäßig gefördert. In einer kurzen Zeitspanne, die für eine so grundlegende Wandelung geradezu unglaublich erscheint, macht Mecklenburg, soweit die lateinischen Urkunden einen Einblick ermöglichen, den Eindruck eines so gut wie völlig deutschen Landes!

Die scheinbar unbegreifliche Schnelligkeit dieses Umschwungs hat zu den abenteuerlichsten Erklärungsversuchen geführt: zur Urgermanentheorie, die ich oben schon berührte, laut der das erhalten gebliebene Germanentum nach Vernichtung der übergelagerten Slavenschicht von selber wieder in Erscheinung tritt. Ferner zur Ausrottungstheorie, die behauptet, die siegreichen Deutschen hätten, was immer sie an slavischer Bevölkerung im Lande vorfanden, restlos umgebracht und ausgetilgt. Eine Barbarei, deren blutrünstigen Wahnwitz man seinen Vorfahren nicht anhängen sollte. Eine nochmalige Widerlegung erübrigt sich.

Sie ist schon hinreichend durch die Tatsache erbracht, daß noch Jahrhunderte nach dem Sturz der Wendenmacht Menschen mit slavischer Sprache in Mecklenburg gelebt haben, im längsterwiesenen Fall der Jabelheide bis ins 16. Jahrhundert hinein.

Nun darf man aber den Spieß nicht umdrehen und behaupten, wie es vor kurzem noch Jegorov getan hat — falls die mir nur aus Literaturanzeigen gewordene Kunde zutreffen sollte —, die Wandelung des mecklenburgischen Menschen vom Wenden zum Deutschen sei im Grunde nur durch eine innere Bevölkerungsumlagerung des südbaltischen Gebiets ohne nennenswerte Zuwanderung aus deutschen Gegenden herbeigeführt worden. Mit anderen Worten: der Meck-

lenburger sei eigentlich nichts anderes als ein Wende mit deutscher Sprache und allenfalls mit einer nicht sehr beträchtlichen Beimischung deutschen Blutes. Das wäre ein Rückfall in die Germanisationstheorie, die wir doch ebenfalls als längst erledigt ansehen dürfen.

In Wirklichkeit ist der in Mecklenburg vollzogene Umschwung vom Slaventum zum Deutschtum mit so elementarer Kraft, mit solchem Nachdruck und unbeschadet einer längeren Erhaltung einiger Wendenreste auch mit solcher Schnelligkeit vor sich gegangen, daß er ohne Zufluß beträchtlicher deutscher Bevölkerungsmassen als Träger dieser Wandelung schlechterdings nicht zu erklären wäre.

Und von solchem Zufluß deutscher Menschen reden doch auch die Quellen überall, wenn man sie nur richtig zu lesen versteht. Braucht man auch nicht an den phantastisch großen und dichten Massen festzuhalten, mit denen ältere Darstellungen die Lande des wiedergewonnenen Ostens überströmen lassen — ein bescheidener, durch eine längere Reihe von Jahren anhaltend rinnender Strom führt auch allmählich zu einer Ansammlung von Kräften, die, zumal bei entschiedener kultureller Überlegenheit, den völkischen Charakter einer Landschaft von Grund aus umzugestalten vermag.

Ein solcher Strom deutscher Einwanderung hat sich aber ohne jeden Zweifel nach Heinrichs des Löwen bahnbrechender Tat in unser Land ergossen. Wir erfahren das aus gleichzeitigen Zeugnissen, namentlich aus Helmold. Und diese Zeugnisse finden ihre Bestätigung durch das urkundliche Auftreten von Teutonici an vielen Stellen, wo es bis 1160 nur Slaven gegeben hatte; ferner in dem Auftauchen einer Menge deutscher Ortsnamen innerhalb der kurzen Zeitspanne weniger Jahrzehnte und in Gegenden, wo zuvor ausschließlich slavische Ortsnamen anzutreffen waren. Und als später die Zu- und Familiennamen entstanden, zeigte deren weitaus überwiegende Masse nach Form und Prägung deutschen Charakter. Mecklenburgs Bevölkerung war eben damals, als die Zunamen in die feste Gestalt von Familiennamen übergingen — also gegen 1375 — weitaus überwiegend deutschsprachig. Die Erhaltung wendischer Sprach- und Volksreste kommt nur noch in einer nicht sehr bedeutenden Minderzahl wendisch geprägter Familiennamen zum Ausdruck.

Dies alles wäre völlig unerklärlich, wenn nicht eine immerhin nicht unbeträchtliche deutsche Einwanderung sich seit 1160 in das bis dahin slavische Land ergossen hätte. Man soll diese Einwanderung weder überschätzen, wie es früher geschehen ist, noch unterschätzen oder gar hinweginterpretieren. So stark war sie selbstverständlich nicht, daß sie schon um 1171 den ganzen Westen bis zum Schweriner See zu einem ausschließlich deutschsprechenden Gebiet hätte machen können. Das ist irrtümlich aus Helmold herausgelesen worden. Gesagt hat er das nicht.

Aber dieser äußerste Westen Mecklenburgs hatte durch die deutsche Einwanderung schon damals den Charakter einer Sachsenkolonie gewonnen, was das Vorhandensein eingesessener Wenden neben den zugewanderten Deutschen natürlich in keiner Weise ausschließt. Das hat Helmold gesagt. Und das ist in der kurzen Zeitspanne von etwa zehn Jahren immerhin ein Erfolg von bewundernswerter Größe. Ein Erfolg, der ohne das Einströmen einer beträchtlichen deutschen Einwanderung in so kurzer Zeit unmöglich hätte erzielt werden können.

Daß tatsächlich bereits 1171 deutsches Leben am Gestade des Schweriner Sees schon kräftige Blüten trieb, bestätigt auch die damals vollzogene Einweihung der Schweriner Domkirche und die gleichzeitige Umnennung des an hohem Seeufer

gelegenen Slavenortes Liscowe zum deutschen Hundorf (Altavilla der lateinischen Urkunde).

Es gibt noch eine andere Ortsumnennung in Mecklenburg, die das Schicksal unsers Wendentums wie mit einem Schlaglicht beleuchtet. Und diesmal ist es eine wirkliche wörtliche Übersetzung. Der Ort Wulfsahl im Amte Neustadt wird noch 1392 mit slavischer Namensform urkundlich erwähnt als Volzendoupe. 1396 erscheint er zum ersten Male und danach ausschließlich in der wörtlich übersetzten deutschen Form Vulveshole = Wolfshöhle, heute Wulfsahl. Man muß also damals in dieser Gegend noch wendisch verstanden haben. Es ist die gleiche Schlußfolgerung, die wir aus den in wendischer Sprache geprägten Familiennamen Mecklenburgs zu ziehen genötigt sind und zwar annähernd für die gleiche Zeit.

Steht Liscowe-Hundorf ziemlich am Anfang der Wiedereindeutschung Mecklenburgs, so kennzeichnet Volzendoupe-Wulfsahl ihren endgültigen Erfolg, ihren längst entschiedenen Sieg, der durch das Vorhandensein einiger über das Land versprengter Überbleibsel des Wendentums nicht mehr aufgehalten oder gar in Frage gestellt werden konnte. Ein weiteres starkes Jahrhundert hat dann genügt, auch diese letzten fortlebenden Reste der Wendensprache völlig verschwinden zu lassen.

Im Westen Mecklenburgs war, wie wir sahen, dieser Prozeß des Verschwindens der Wendensprache schon im 12. Jahrhundert in vollem Gange. Östlich des Schweriner Sees hat die stärkere deutsche Einwanderung, die ihn auch hier herbeiführte, erst im 13. Jahrhundert begonnen, am spätesten in dem von der Mark Brandenburg aus besiedelten Lande Stargard. Überall aber ist der Erfolg der gleiche gewesen: ein in verhältnismäßig kurzer Zeit herbeigeführter völliger Sieg deutscher Sprache und Art.

Aus dem weltgeschichtlichen Ringen des Deutschtums mit dem Slaventum ist also der mecklenburgische Mensch der geschichtlichen Zeit hervorgegangen. Das Deutschtum hat auf der ganzen Linie gesiegt. Aber die Frage des mecklenburgischen Menschen ist damit weder eindeutig entschieden, noch ist endgültig ausgemacht, ob er als Slave mit deutschem Einschlag oder als Deutscher mit slavischem Einschlag anzusprechen ist.

Grundlegend war zweifellos die seit mehr als einem halben Jahrtausend im Lande ansässige und eingewurzelte slavische Masse. Über sie hat sich der deutsche Zuzug gelagert als etwas neu Hinzugekommenes. Mag immerhin in vorslavischer Urzeit das Land schon durch Jahrtausende germanisch gewesen sein, aus dieser Urzeit leitet kein lebendiger Zusammenhang in die neuangebrochene deutsche Zeit hinüber, im höchsten Falle von der Slavenmasse längst verarbeitete, unkenntlich gewordene Germaneneinschläge.

Wer daraufhin den Mecklenburger von heute als einen Slaven mit deutschem Einschlag ansprechen wollte, könnte außer der vorstehenden, reichlich formalistischen Begründung nichts Stichhaltiges beibringen. Entscheidend aber ist letzten Endes doch nicht das früher Dagewesensein, sondern die Nachhaltigkeit der Kraft, mit der sich eine Art der andern gegenüber durchsetzt. Und im allgemeinen drückt wohl die siegreich gebliebene Art dem schließlich entstandenen Mischungsprodukt den Stempel auf.

Über die Mischung kommen wir natürlich nicht weg. In welchem Zahlenverhältnisse beide Bestandteile, der deutsche und der slavische, zueinander gestanden haben, darüber Bestimmtes zu sagen, ist äußerst schwer und gewagt. Soviel

nur wird sich mit Sicherheit sagen lassen, daß eine Zeitlang nach 1160 die Zahl der Slaven die der eingewanderten Deutschen noch überwog. Erst allmählich und durch den anhaltenden Zuzug je länger, je mehr, haben die Deutschen das zahlenmäßige Übergewicht gewonnen. Das Zahlenverhältnis ist also kein ein für allemal feststehendes, sondern ein sich fortgesetzt zugunsten des Deutschtums verschiebendes — auch da noch, wo die deutsche Zuwanderung nur noch als ein schwaches Bächlein rann. Und ganz aufgehört hat sie wohl nie.

Zu dem bald erreichten Übergewicht der Zahl kam die große Überlegenheit der Deutschen auf allen Gebieten der Kultur, ihre schon im 13. Jahrhundert ausschlaggebende Stellung in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens. Die Zugehörigkeit zum Deutschtum bedeutete zugleich Zugehörigkeit zur bevorzugten, in allen Dingen maßgebenden Schicht. Das hat dem Deutschtum einen ständigen Zuzug aus der Slavenbevölkerung verschafft.

War auch, wer so ins deutsche Lager hinüberwechselte, zunächst nur Slave mit angenommener deutscher Sprache, so steigerte sich die innere Angleichung mit jeder Geschlechtsfolge durch ständiges Zusammenleben und Blutmischung bis zu völligem Verschwinden jeden Unterschiedes oder gar Gegensatzes. Das rasche Anwachsen des deutschen Übergewichts bis zur Alleinherrschaft, das im Grunde doch ziemlich schnelle Verschwinden der Wendensprache läßt sich nur so erklären.

Inzwischen hat der (wenn auch stark vermindert) anhaltende Zuzug deutscher Bevölkerung, die natürlicherweise stärkere Vermehrung des herrschenden ellbogenstarken Kolonistentyps den längst überwiegend deutschen Charakter der Blutmischung immer mehr hervortreten lassen. Als nach der furchtbaren Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges zum Wiederaufbau geschritten wurde, waren es vielfach Zuwanderer aus Schleswig-Holstein und noch nördlicheren Gegenden, die einen Teil der Lücken ausfüllten. Die bis dahin in unserm Lande völlig fehlenden Familiennamen auf -sen (Paulsen, Petersen, Hansen usw.) sind durch diesen Siedlungsvorgang bei uns heimisch geworden. Der ohnehin schon unbedingt vorherrschend deutsche Charakter des mecklenburgischen Menschen ist dadurch weiter verstärkt worden. Jahrhunderte hindurch haben sich Handwerker aus allen deutschen Gebieten in Mecklenburg niedergelassen. Ebenso wandernde Händler, von denen einzelne freilich aus Italien stammten. Glashüttenarbeiter kamen aus Thüringen oder Schleswig-Holstein. Auch war die Seßhaftigkeit der Bauern lange nicht so groß, wie man meist annimmt.

Die neuzeitliche Verbesserung des Verkehrs und die Einigung Deutschlands haben die verschiedenen deutschen Länder in engere und regere Verbindung gebracht und dadurch in gleicher Richtung gewirkt. Ein Gegengewicht allerdings ist neuerdings durch das Schnitterunwesen entstanden, das neben der vorübergehenden eigentlichen Schnitterzuwanderung doch auch ein merkliches Seßhaftwerden slavischen Zuzugs bewirkt hat.

*

Ich eile zum Schluß! Die Wendensprache ist verschwunden. Aber die wendischen Menschen haben darum doch weitergelebt, haben sich fortgepflanzt, mehr oder weniger vermischt mit dem im Lande vorherrschenden deutschen Bevölkerungsgrundstock. Sind Wenden ohne wendische Sprache auch jetzt noch in Mecklenburg vorhanden und erkennbar? Läßt sich überhaupt der wendische Teil aus der Gesamtheit des mecklenburgischen Menschen jetzt oder für frühere Zeiten herauslösen?

Für frühere Zeiten habe ich es verſucht — in erſter Linie mit Hilfe der letzten Lebensäußerung der wendiſchen Sprache nicht lange vor ihrem völligen Verſchwinden, d. h. der in wendiſcher Sprache geprägten Familiennamen (Wendiſche Bevölkerungsreſte in Mecklenburg, 1905). Man wird aber nicht behaupten können, daß die dort feſtgeſtellten Familiennamen wendiſcher Prägung, alſo z. B. die Jalas, Karnatz, Suſemihl, Techen, Ventzan und wie ſie ſonſt heißen, heute noch Wenden mit deutſcher Sprache bezeichnen müßten. Der ſeit der Prägung dieſer Namen — alſo etwa ſeit 1375 — verfloſſene lange Zeitraum hat zu ſo ſtarken Miſchungen mit deutſchem Blut, hat zu ſo innigem Einleben und Verwurzeln in deutſcher Kultur und in deutſchem Denken geführt, daß davon gar keine Rede ſein kann. Immerhin wäre es intereſſant, die anthropologiſchen Merkmale der Träger ſolcher Familiennamen einer Prüfung zu unterziehen, zumal im Hinblick auf die Möglichkeit von Rückſchlägen, wie ſie ja dann und wann eintreten.

Da die bei uns verbliebenen, in unſerm Volk aufgegangenen Wendenreſte in jeder ſonſtigen Hinſicht vollkommen deutſch geworden ſind: in Sprache, Kultur, Denken und Volksbewußtſein, ſo könnte jetzt in der Tat ja nur noch die Anthropologie auf in unſerm Volke etwa noch vorhandene Reſte oder Spuren wendiſcher Körperlichkeit Hinweiſe geben.

Aber wohlgemerkt, Wenden mit deutſcher Sprache können und werden wir nicht finden, weil auch etwa aufgefundene Träger wendiſcher Körperlichkeit außer der Sprache auch in jeder anderen Hinſicht ſo vollſtändig und tief in deutſchem Weſen verwurzelt ſind, daß man ſie nur noch Deutſche mit Zügen wendiſcher Körperlichkeit nennen könnte.

Was iſt aber wendiſche Körperlichkeit? Iſt es wirklich ſchon möglich, dieſen Begriff mit einiger Sicherheit zu handhaben und die Unterſchiede zum deutſchen Typus des mecklenburgiſchen Menſchen ſcharf herauszuarbeiten? Trotz allem, was darüber mit mehr oder weniger Beſtimmtheit mündlich oder gedruckt in Erſcheinung tritt, dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir in dieſen Dingen noch in den allererſten Anfängen ſtecken und erſt über ein ſehr dürftiges Beobachtungsmaterial verfügen.

Da die Slaven gleich den Germanen nordiſchen Urſprungs ſind, kann in der Vorzeit ihre körperliche Erſcheinung nicht allzu verſchieden geweſen ſein[1]). So erſcheint der Verſuch einer Scheidung der körperlichen Merkmale gewagt.

Dazu drängt ſich die Frage auf: Waren die Wenden, als ſie ſich auf Mecklenburgs Boden ausbreiteten und dort die Herrſchaft ausübten, überhaupt noch eine anthropologiſch einheitliche Maſſe? Wären ſie es geweſen, ſo hätten ſie nur einen ausgeſprochen nordiſchen Charakter tragen können.

Abgeſehen von germaniſchen Einſchlägen, von deren Möglichkeit ſchon geſprochen wurde, iſt nun angeſichts der regen nordiſch-ſlaviſchen Beziehungen, die auf altſlaviſchem Boden immer deutlicher in Erſcheinung treten, mit der weiteren Möglichkeit zu rechnen, daß, namentlich in der wendiſchen Adelsſchicht, eine Miſchung mit nordiſchem Blut ſtattgefunden haben kann. Durch beides würde der von Hauſe aus nordiſche Charakter der Urſlaven noch eine Verſtärkung gefunden haben.

[1]) Vgl. R. Asmus, Die Schädelform der altwendiſchen Bevölkerung Mecklenburgs (Archiv für Anthropologie 1902) und Fritz Troſt, Ein Beitrag zur Niederſachſenfrage Mecklenburgs (Mecklenburg, Zeitſchr. des Heimatbundes Mecklenburg 1927 Nr. 1).

Anderseits besteht aber auch die entgegengesetzte Möglichkeit, daß gleich anderen Slavenstämmen auch die Wenden bei ihrem Einrücken in Mecklenburg schon mit finnisch-ugrischen oder turk-tatarischen Elementen (besonders Avaren) vermischt waren. Aus dieser Mischung wären dann die dunkleren Bestandteile ins Wendenvolk geraten, die man heute bei uns landläufig als wendisch ansieht. Diese wären dann also überhaupt nicht wendischen Ursprungs, sondern lediglich durch Blutmischung aufgepropft.

Das alles sind Dinge, die sich natürlich vorerst nur vermutungsweise andeuten lassen, aber doch wohl der Erwägung wert sind.

Ich komme nun auf die anfangs gestellten Fragen zurück und kann sie nur dahin beantworten, daß der mecklenburgische Mensch in seiner heutigen Prägung im wesentlichen erst aus der Zeit nach 1160 datiert. Nachwirkungen aus früheren, zum Teil sehr viel früheren Zeiten auf ihn, sind nicht nur möglich, sondern unzweifelhaft vorhanden.

Damit ist schon gesagt, daß vom mecklenburgischen Menschen als einer sich stets gleichbleibenden Masse in keiner Weise die Rede sein kann. Die ersten Bewohner unsers Landes sind von außen in mehreren verschiedenartigen Schüben eingewandert. Infolge der Völkerwanderung riß die Entwicklungslinie ab. Nur dünne Fäden leiten vielleicht hinüber zur slavischen Neubesiedlung um 600. Nach 1160 erfolgte eine scharfe Wendung der Entwicklungslinie; die deutsche Wiederbesiedlung schuf den mecklenburgischen Menschen deutscher Prägung.

Dieser wandlungsvolle Entwicklungsgang schließt es aus, daß der mecklenburgische Mensch eine anthropologische Einheit sein kann. Es gibt Unterschiede in der Körpergestaltung unserer Bevölkerung, deren Erforschung nach Art, örtlicher Verteilung und Herkunft noch in den Anfängen steckt.

Haben nun also beim Werden des mecklenburgischen Menschen nichtdeutsche, vor allem slavische Einflüsse in unbestreitbarer Weise mitgewirkt, so ist darum doch dieser mecklenburgische Mensch ein vollgültiger Deutscher, um kein Haar geringer als andere deutsche Stämme oder landschaftlich gesonderte Volksteile. Auch andere deutsche Volksteile haben im Laufe der Jahrtausende mehr oder weniger fremde Bestandteile in sich aufgenommen. Aber diese sind dort wie bei uns nicht nur durch Annahme der deutschen Sprache rein äußerlich dem deutschen Lebenskreise angegliedert worden; sie sind darüber hinaus durch vielhundertjährige und sogar längere fortgesetzte Blutmischung, durch ebensolange innerliche Teilnahme an allem, was deutsches Volk erlebt und erlitten, geschaffen und erdacht hat, und nicht zuletzt durch ein starkes, unzerstörbares Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ganz und gar äußerlich wie tiefinnerlich die Unsern geworden — unzertrennbar mit dem deutschen Leben und Wesen verwachsen.

Wohl gibt es heute noch Mecklenburger, für die sich slavischer Ursprung nachweisen oder wahrscheinlich machen läßt. Sie sind nicht die Schlechtesten unter uns. Aber die slavischen Bestandteile reinlich aus dem mecklenburgischen Volke herauszusondern, ist gleichwohl heute und schon längst ein Ding der Unmöglichkeit. Es gibt keinen einzigen Mecklenburger, von dem man sagen könnte, daß er, abgesehen von der von allen geredeten deutschen Sprache, ganz und gar als Slave zu betrachten sei. Es gibt sogar keinen einzigen Mecklenburger slavischer Herkunft, der nicht zugleich zu einem beträchtlichen, im allgemeinen sogar weitaus überwiegenden Teile Deutscher wäre. Dagegen gibt es eine große, ge-

weiß stark überwiegende Zahl von Mecklenburgern, bei denen von irgendeiner merklichen slavischen Beimischung kaum oder gar nicht die Rede sein kann.

Sind wir also der Herkunft und auch den anthropologischen Merkmalen nach keine völlig einheitliche Masse, so sind wir weitaus überwiegend nach der Herkunft, alle aber in Sprache, Fühlen und Denken deutsch, nur deutsch!

Das muß heute mit allem Nachdruck gesagt werden, wo die ohne alles eigene Verdienst und Würdigkeit lediglich durch unser großes Unglück und den noch größeren Haß unserer Feinde emporgekommenen kleineren Slavenvölker unersättlich von weiterem Raub deutschen Bodens träumen.

Für solche Träume hat Mecklenburg — mag es immer vor vielen Jahrhunderten vorübergehend slavisches Land gewesen sein — nur schärfste und allerbestimmteste Ablehnung. Nur im deutschen Kulturkreise und im deutschen Staat, in die er hineingeboren ist und in die er gehört, kann und will der mecklenburgische Mensch leben und wirken.

Die Wiedereindeutschung Mecklenburgs unter bevölkerungsstatistischem Gesichtspunkt.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

An vorstehenden Aufsatz von Herrn Archivdirektor H. Witte über die mecklenburgische Geschichte möchte ich einige Gedanken anknüpfen, die vielleicht manches zur Aufhellung der damaligen bevölkerungspolitischen Vorgänge beitragen können. Die überaus schnelle Wiedereindeutschung Mecklenburgs und vieler anderer ostelbischer Gebiete ist nicht restlos zu verstehen, wenn man nicht den Versuch macht, eine gewisse Vorstellung von den in Frage kommenden Bevölkerungsmengen zu gewinnen, ein Gedankengang, der, so viel ich weiß, bisher noch nicht beachtet worden ist.

Es ist jedem Völkerkundler bekannt, daß Völker niedriger Wirtschafts- und Zivilisationsstufe zur Beschaffung ihrer Ernährung einen unendlich viel größeren geographischen Raum brauchen, als wirtschaftlich weiter fortgeschrittene. Nun finden wir noch heute fast überall in slavischen Gebieten als Folge der noch meist ziemlich primitiven Landwirtschaft und der damit verbundenen ungenügenden Ausnutzung des Bodens eine überraschend geringe Besiedelungsdichte, die für das ganze europäische Rußland z. B. auf rund 20 Einwohner auf den Quadratkilometer zu schätzen sein wird, und dabei ist die Bevölkerung der Städte noch miteingerechnet; für das flache Land wird man also noch weniger ansetzen müssen! Es ist selbstverständlich, daß in den Zeiten des Einsickerns der Slaven in das von den Germanen östlich der Elbe freiwillig aufgegebene Land und noch Jahrhunderte später die slavische Wirtschaft noch ganz erheblich primitiver gewesen ist als heute; damals wird daher im weit östlich gelegenen Ursprungsland des slavischen Volkstumes der Quadratkilometer vielleicht bestenfalls nur 8 bis 10 slavische Bewohner haben ernähren können; also ganz allgemein wird die Bevölkerungsdichte der slavischen Gebiete noch viel geringer gewesen sein als heutzutage. Für die früher germanischen von den Slaven in Besitz genommenen Länder wird man aber aus den verschiedensten Gründen auf eine noch dünnere Besiedelung schließen müssen: vor allem war ja das eigentliche

Heimatsgebiet der Slaven bei einer derartig geringen Bevölkerung kein Land, das einen großen Überschuß an Menschen hätte abgeben können oder müssen, zumal auch Auswanderscharen nach dem klimatisch günstigeren Süden gingen. Ganz allmählich werden unternehmungslustigere Horden nach Westen gezogen sein und werden in dem leeren Lande zunächst nur die ertragreichsten Böden besiedelt haben, die aus der Zeit der höher stehenden germanischen Landwirtschaft noch brach lagen. Allzuviel Bodenfläche wird das aber nicht mehr gewesen sein, denn der Urwald wird in der Zeit des Verlassenseins der Gebiete so manchen früheren Acker überwuchert und den größten Teil des Landes eingenommen haben. Wir wissen ja noch aus späteren Zeiten, wie ausgedehnt beispielsweise die Urwälder in Schlesien waren. Die Siedelungen der eingedrungenen Slaven werden daher weit über das Land verstreut gelegen haben. Also auch der Wald wird eine Ursache geringer Besiedlungsdichte gewesen sein. Endlich waren auch die damals sehr ausgedehnten Überschwemmungsgebiete der Ströme und Flüsse und die zahlreichen Sümpfe und Moore (man denke an die vielen erst spät kultivierten Bruchs) kaum oder gar nicht besiedelbar. All diese Umstände werden die Bewohnerzahl auf höchstens 4 je Quadratkilometer herabgesetzt haben.

Für das damalige Mecklenburg wird man aber eine noch geringere Bevölkerung annehmen können: es hat weite landwirtschaftlich wenig nutzbare Strecken (und ist ja auch heute noch verhältnismäßig dünn besiedelt) und gehörte außerdem zu den am weitesten vom Zentrum der slavischen Ausbreitung entfernt gelegenen Gebieten, die naturgemäß am spätesten und mit den geringsten Siedlermengen von den Slaven erreicht wurden. Bedenkt man, daß Sibirien (trotzdem größere Städte vorhanden sind und in den fruchtbareren Distrikten zahlreiche russische Bauern seßhaft wurden) wohl nur eine Bevölkerungsdichte von 1 auf den Quadratkilometer hat, daß die südamerikanischen Waldgebiete sicher nicht einmal 1 Einwohner auf den Quadratkilometer besitzen, so wird der Rechenfehler nicht allzugroß sein, wenn wir — unter Berücksichtigung aller Umstände — die Bevölkerungsdichte Mecklenburg-Schwerins für die Slavenzeit mit höchstens 3 einschätzen; ist diese Zahl richtig, so würde das rund 13 200 Quadratkilometer große Land damals eine Bevölkerung von nur rund 40 000 Menschen gehabt haben, unter denen aber wahrscheinlich sich noch einige Tausend im Lande gebliebene Germanen befanden. Diese Zahl wurde durch die Kriege vermindert, viele Slaven sollen auch weiter ostwärts ausgewichen sein und die im Lande verbliebenen werden sich zu einem erheblichen Teil in weniger zugängliche Gebiete zurückgezogen haben; in schwer erreichbaren Mooren haben sie sich ja stellenweise noch recht lange gehalten. So wird also das Land nach dem Sieg der Deutschen ein außerordentlich menschenleeres Gebiet gewesen sein, das förmlich zur Einwanderung aufforderte, zumal es an recht dicht besiedeltes germanisches Land grenzte, das in der Lage, und vielleicht sogar in einer gewissen Zwangslage, war, Menschen abzugeben; kein Wunder, daß sich Mecklenburg bald mit Deutschen füllte, daß die von der sowieso nie zahlreichen Slavenbevölkerung übriggebliebenen kümmerlichen Reste schnell zur Bedeutungslosigkeit hinabsanken, daß also Mecklenburg in ganz überraschend kurzer Zeit wieder zu deutschem Siedelungsboden wurde und auch noch heute fast überall eine auffallend einheitliche germanische Bevölkerung aufweist; wären größere Mengen Slaven im Lande sitzen geblieben, so würden die Spuren der im Slaventum enthaltenen dunkelfarbigen und kurzköpfigen Elemente sehr viel häufiger in der Bevölkerung zu finden sein.

Es lohnt sich vielleicht überhaupt einmal, die nach der Völkerwanderungszeit

von den Slaven in Besitz genommenen Strecken deutschen Kulturbodens darauf zu untersuchen, wie stark die slavische Bevölkerung gewesen sein wird; ich glaube, man wird zu überraschend geringen Zahlen kommen! Man wird selbstverständlich jedes einzelne Gebiet unter Berücksichtigung des damaligen Siedelungslandes und der sonstigen Verhältnisse untersuchen müssen. Würde sich, entsprechend der obigen Berechnung, gar eine Bevölkerungsdichte von nur 3 für das ganze Gebiet als richtig herausstellen, so hätte es auf ostdeutschem Kulturboden (es sei das gesamte Ostelbien einschließlich Westpreußen, Posen und Schlesien, aber mit Ausnahme von Ostpreußen, dazugerechnet) auf dem großen Areal von rund 175 000 Quadratkilometern eine Bevölkerung von nur 530 000 Personen gegeben, also nicht mehr, als heute in der einen Stadt Breslau etwa zusammenwohnen! Diese geringe Besiedelung gibt uns eine weitere Erklärung dafür, daß selbst die slavischen Territorialfürsten mit allen Mitteln Siedler heranzogen, um das Land aufzufüllen, und so wird es auch verständlich, daß der nötige Raum für die zahllosen neukommenden Siedler vorhanden war. Die Zuwanderer übertrafen offenbar die einheimischen Slaven sehr bald bedeutend an Zahl; ohne das wäre in all diesen Gebieten, trotz der überaus starken kulturellen Überlegenheit der Deutschen, die schnelle Wiedereindeutschung wohl kaum zustande gekommen; es war ein fast leeres Land, in dem die Ostlandfahrer sich niederließen!

Selbstverständlich stellen die hier vorgenommenen Berechnungen nur einen ersten Versuch dar; die Zahlen bedürfen einer Korrektur. Aber ich würde nicht überrascht sein, wenn sich meine Ansätze für die Bevölkerungsdichte zur Slavenzeit als noch zu hoch herausstellen sollten.

Ernst Moritz Arndt und das Volkstum.

„Mußte Goethe, der feine Patriziersohn, in eine andere Welt hinabsteigen, um, Zeitströmungen und einem universalen, alles umspannenden Triebe nach Erkenntnis seelischen Lebens folgend, dem warmen Ton volkstümlicher Klänge zu lauschen, so war die Welt des kleinen Volkes die Sphäre, der Arndt schon durch Geburt und Herkommen angehörte ... Wo er immer Äußerungen des volkstümlichen Lebens gegenübertrat, zeigt sich diese warme Liebe zum Kleinen und Kleinsten. Er faßte sie immer mit den zarten Händen des Fühlenden, nie mit den kalten des Wissenden, wie etwa Voß ihnen gegenüber die vornehme Reserve des Rationalisten bewahrte. Nie zeigt sich ein mitleidiges Lächeln über das „rückständige Volk“ ... immer fühlt er sich heimisch in der Welt der Kleinen, immer fühlt er das warme Herz des Volkes, das in seinen Gestaltungen schlägt, das fest und innig mit ihnen verwoben ist, dem sie mehr sind als tote Form. Immer hat er die Achtung vor ihnen als vor etwas Ehrwürdig-Altem, Bodenständig-Gewordenem.“

Aus: Dr. Kurt Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises. (An Hand der Schriften E. M. Arndts und gleichzeitiger wie neuerer Parallelbelege dargestellt). Verlag: Martin Riegel, Hamburg.

Die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung Steiermarks.

Von Professor Dr. Rudolf Polland, Graz.

Die Erkenntnis, daß ebenso wie die Kultur des gesamten Abendlandes auch die Kultur unseres deutschen Volkes gegenwärtig in ihrem Fortbestande ernstlich bedroht erscheint, mindestens aber eine schwere Krise durchzumachen hat, führte in Steiermark zur Gründung eines Kulturschutzbundes, der sich die Aufgabe stellte, die Kulturgüter des deutschen Volkes im allgemeinen sowie die der steirischen Heimat im besonderen mit allen Kräften vor Verfall und Entartung zu schützen und ihre gedeihliche Entwicklung durch gemeinsame zielbewußte Zusammenarbeit aller heimischen Kulturträger zu fördern und zur Geltung zu bringen. Notwendige Voraussetzung zur Erreichung des gesteckten Zieles ist, daß wir über die Art und den Grad unserer Kultur Klarheit gewinnen. Nun ist aber Kultur nichts an sich bestehendes, sondern eine Leistung des Menschen, und zwar seine Höchstleistung, die ihn eben erst zum Menschen gemacht hat. Der Kulturschöpfer, der Kulturträger ist also der Mensch; daher ist für die Kenntnis der Kultur einer Bevölkerung die Kenntnis des Menschenmateriales, aus dem sie sich aufbaut, mit anderen Worten die Kenntnis ihrer Rassenzusammensetzung unbedingt notwendig.

Wir müssen also die Tatsache festhalten, daß sowohl der materielle wie der geistige Kulturbesitz der verschiedenen Menschengruppen — Stämme, Völker, Rassen — mindestens zum Teil durch die morphologischen, physiologischen und seelischen Eigenschaften dieser Gruppen, d. h. also durch ihre Leibesbeschaffenheit, die Funktionen ihrer Organe und durch ihre Denk- bzw. Anschauungsart bedingt ist. Ich verweise da auf den ausgezeichneten, zahlreiche Beispiele enthaltenden Artikel „Natur- und Kulturgeschichte des Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen", den Prof. O. Reche im Heft 2, 1928, dieser Zeitschrift veröffentlicht hat. Jede Beschäftigung mit Kulturforschung bleibt daher ohne sichere Grundlage, wenn sie nicht zu allererst die körperliche und geistige Wesensart der Schöpfer und Träger der betreffenden Kulturform klar erfaßt hat. Und so hat auch die Beschäftigung mit der Kultur des Steirervolkes die Untersuchung der anthropologischen Struktur der Bevölkerung Steiermarks zur Voraussetzung.

Der Natur unseres Themas entsprechend soll das Problem hier nicht so sehr vom historisch-ethnographischen, als vielmehr vom anthropologisch-rassischen Standpunkt aus behandelt werden; wir wollen also gestützt auf die heute geltenden Lehren und Ergebnisse der Anthropologie und Rassenkunde die Bevölkerung der grünen Mark unter die Lupe nehmen und sie nach ihren biologischen Merkmalen und Eigenschaften zu unterscheiden und einzuordnen trachten.

Die Lösung dieser Aufgabe wird einigermaßen dadurch erschwert, daß verwertbare anthropologische Untersuchungen speziell über Steiermark spärlich sind; da es sich aber um ein Gebiet handelt, das ethnographisch von den angrenzenden Alpenländern nicht scharf abgegrenzt ist, so sind auch die Untersuchungen über die anderen Länder ohne weiteres mitzuverwerten, ja müssen sogar sinngemäß berücksichtigt werden. Das wesentliche über die Rassenkunde des deutschen Volkes und Europas überhaupt darf bei den Lesern dieser Zeitschrift als bekannt voraus-

gesetzt werden; Werke wie die von Günther, Hentschel, Kern, Kraitschek, Pöch, Reche — um nur einige von den neueren Autoren zu nennen — haben darüber ein reiches wissenschaftliches Material gebracht, auf dem wir weiterbauen können.

Von den neuen, dem heutigen Stande der Rassenkunde Rechnung tragenden Schriften kann vor allem die „Anthropologie der österreichischen Bevölkerung" von dem leider zu früh dahingegangenen Gustav Kraitschek als verläßliches Quellenwerk dienen. Manches lehrt uns auch Günthers Rassenkunde, beachtenswerte Einzelheiten finden wir in verschiedenen Schriften von Weisbach, Zuckerkandel, Toldt, Reche u. a. — schließlich haben uns auch eigene Anschauung und einige wenn auch recht bescheidene Untersuchungen manches gezeigt, so daß sich aus alledem doch ein, wenn auch nicht in allen Punkten endgültiges Bild wird gestalten lassen.

Wie der Bundesstaat Österreich überhaupt, so ist auch Steiermark überwiegend von „Kurzköpfen" bewohnt; der durchschnittliche Kopfindex, d. h. das Längen-Breiten-Verhältnis des Schädels, ist für unser Land mit 82,9 bestimmt worden. Der Grad der Kurzköpfigkeit ist jedoch viel geringer als in anderen kurzköpfigen Ländern; diese relative Langköpfigkeit ist eine Folge des nordrassischen Einschlages, denn die ebenfalls langköpfige Mittelmeerrasse spielt bei uns keine Rolle. In Steiermark und Kärnten sind die Kurzköpfe von höherem Wuchs als die Langköpfe, unsere Langköpfigen sind aber durchschnittlich nicht kleinwüchsiger als die Langköpfe in anderen Bundesländern, was beweist, daß die Kurzköpfigkeit bei uns vorwiegend auf dinarischen Rasseneinfluß zurückzuführen ist, da sich diese Rasse bekanntlich durch hohen Wuchs auszeichnet.

Die kurzköpfigen Deutsch-Steirer haben durchschnittlich eine größere Kopflänge als die dinarischen Serbokroaten (18,6—18,7 cm : 18,2—18,3 cm); ein Kennzeichen dinarischer Rasse sind die vielen „hohen Kurzköpfe" mit zwar langen, im oberen Anteil aber doch auch breiten Gesichtern.

An der Grenze gegen das slovenische Gebiet findet sich der Ost- (oder ostbaltische) Typus, der vielfach auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch als der „slavische" bezeichnet wird und auch in Kärnten oft vorkommt. In Mittelsteiermark prägt sich der Ost-Typus ebenfalls häufig auf den Gesichtern aus, wobei im allgemeinen der Charakter der Bevölkerung eine nordisch-dinarische Mischung darstellt; der ostrassische Einfluß stammt z. T. von den Kroaten, die zur Zeit der Türkenherrschaft in ihrem Heimatlande in einigen Dörfern Oststeiermarks besonders aber im Burgenland angesiedelt wurden; im großen und ganzen herrscht bei den Kroaten allerdings die dinarische Rasse mit ihren dunklen Farben vor.

Günther erwähnt an einer Stelle, daß die Bevölkerung des Ennstals und dessen Umgebung im Durchschnitt dunkler sei als die Bewohner der östlicheren Gebiete, und führt dies auf die Beimengung dinarischer Rassenbestandteile zurück; dinarische Rassenmerkmale sind dort zweifellos und in guter Ausprägung vorhanden, doch fand ich in der dortigen Bevölkerung und namentlich auch im Salzkammergut erbeingesessene Familien von fast rein nordischem Rassengepräge, und die stark hervortretende Ähnlichkeit der Familienangehörigen legt Zeugnis ab für große Rassenreinheit. Das Vorkommen solcher Familien in abgelegenen Tälern, namentlich im Gebiete von Hallstatt, läßt den Gedanken aufkommen, ob es sich dort nicht vielleicht um Abkömmlinge keltischer Stämme

handelt; denn die ursprünglichen Kelten waren sicher ein Zweig der nordischen Rasse.

Die alpinen Rassebestandteile spielen, vielleicht im Gegensatz zu früheren Zeiten, gegenwärtig keine besonders hervorragende Rolle, wenigstens nicht in dem Sinne, daß der wohlausgeprägte Rassentypus mindestens mit seinen wichtigsten Merkmalen auffallend häufig in unserer Bevölkerung vertreten wäre.

Trotzdem sind die einzelnen Merkmale und Eigenschaften dieser Rasse entsprechend den Vererbungsgesetzen in zahlreichen Mischungen erhalten geblieben;

Abb. 1. Familie Pf. aus Mittelsteiermark. Augen blau bis blaugrau, Haare blond bis hellbraun (nordisch-dinarisch). Polland phot.

dieser oder jener, für die Alpinen kennzeichnende Zug, körperlich oder seelisch, ist an einer Großzahl Steirer zu beobachten. Ich möchte aber dabei ausdrücklich hervorheben, daß namentlich im Gesamtcharakterbild, in der Gemütsart und Geistesverfassung, der „Mentalität", wie man heute gerne sagt, das Alpine eigentlich ganz zurücktritt.

Schon in die Bronzezeit hinein fällt eine starke Ausbreitung von Völkern mit dinarischen Rassenelementen in den Alpenländern; in der Hallstattzeit drangen sie neuerlich bis nach Südwestdeutschland vor.

In dieser Zeit und zur Zeit der La Tène-Eisenkultur eroberten diese Gebiete mit vorwiegend dinarischer Bevölkerung die nordischen Kelten. Sie kamen das Donautal herab, gelangten von dort aus nach Steiermark und Kärnten und setzten bekanntlich ihre Züge bis Thrakien und Kleinasien fort, wo man sie als Galater kannte. Auf diesen Wanderungen kam es natürlich zu mannigfachen Kreuzungen mit den ansässigen Volksstämmen von alpiner und dinarischer Rassenzugehörigkeit, und das war auch in unseren Landen der Fall.

Die keltische Vorherrschaft wurde um 200 v. Chr. von germanischen Stämmen abgelöst; schon früher waren einzelne germanische Gruppen durch-

gezogen, später entstanden förmliche Germanenreiche, so das der Ostgothen in Pannonien, das die steirischen Gebiete mitumfaßte. Ungefähr um 600 nach Chr. setzte das Vordringen der Slaven ein; sie zogen, von Osten kommend, längs der Drau, Save und Mur die Alpentäler aufwärts und gelangten bekanntlich bis zum Toblacherfeld. Diese Slaven, die damals in Steiermark und Kärnten eindrangen und längere Zeit seßhaft waren, dürften aus ostbaltischen, nordischen und dinarischen Elementen bestanden haben. Anfangs hatten sie sicher noch eine nordische Oberschicht, während der längeren Dauer der

Abb. 2. Oststeiermark (Raabtal). Augen grau, Haare dunkelblond (dinarisch-nordisch). Polland phot.

Abb. 3. Cilli, Untersteiermark. Augen sehr dunkelbraun, Haare dunkelbraun (dinarisch, mit ostischem Einschlag?). Polland phot.

Besiedelung schlug bei der fortgesetzten Kreuzung mit der einheimischen Bevölkerung die dinarische und die alpine Rasse immer mehr durch. Später drang in dieses Gemisch fortgesetzt durch lange Zeit, ja bis in die Gegenwart hinein, langsam immer mehr neues dinarisches Blut ein, bis es das heute vorhandene Übergewicht bekam und der ganzen Bevölkerung seinen deutlichen Stempel aufprägte.

Aus dem bisher Festgestellten geht vor allem hervor, daß in der Rassenzusammensetzung der steirischen Bevölkerung neben der nordischen Rasse, die gewissermaßen das kulturelle Fundament auch in unserem Lande darstellt, vor allem die dinarische in Betracht kommt; diese beiden Rassen sind in unserem Volke innigst gemischt, so daß es heute noch, wo es an ausreichendem Untersuchungsmaterial mangelt, schwer fällt, den Hundertsatz festzustellen, mit mit dem diese beiden Rassen am Aufbau der Bevölkerung beteiligt sind: sie dürften sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Wage halten, eher dürfte das dinarische Element überwiegen. Es besteht darin wohl eine große Ähnlichkeit mit der südbayrischen Bevölkerung, die sich auch in allen Gebieten des Volkstums äußert. Dieses bajuwarische Wesen tut sich z. B. in jenen monumentalen Formen des Barockbaues kund, der uns bei vielen österreichischen

Klosterbauten entgegentritt. Kraftvoll, heiter, oft derb wie das ganze Wesen dieser Menschen ist auch ihre Sprache; wie wohl kein anderer deutscher Dialekt eignet sich der bayrisch-steirische zu kraftvoller Redeweise mit ihren anschaulichen, oft humorvollen, oft auch derben, nicht selten übertreibenden Wendungen. (Man denke z. B. an die prächtigen Mundartdichtungen unseres Dr. Kloepfer.) Zugrunde liegt aber alledem deutsch-nordisches Wesen, das nur durch den starken dinarischen Einschlag in der gekennzeichneten Weise abgewandelt erscheint.

Abb. 4. Gastwirt aus der Oststeiermark. Augen blaugrau, Haare braun (dinarisch-nordisch; mit ostischem Einschlag?). Polland phot.

Abb. 5. Graz. Augen blau, Haare blond (vorwiegend nordisch). Polland phot.

Zur Gewinnung von einer Art Typus der Bevölkerung Steiermarks (soweit das überhaupt möglich ist) müssen wir also daran festhalten, daß in dieser der nordischen Rasse, die in Mittel- und namentlich in Norddeutschland unbedingt vorherrscht, andere Rassen in beträchtlicher Menge beigemischt sind. Der rein nordische Typus in seiner klassischen Ausprägung findet sich nur ganz selten und stammt auch dann nur selten von ebensolchen Eltern ab, ist also nur selten wirklich reinblütig, sondern meist durch eine zufällig günstige Vereinigung elterlicher Erbeinheiten entstanden. Doch ist der nordische Einfluß in der Mischlingsbevölkerung noch sehr bemerkbar: das zeigt u. a. die Tatsache, daß bei uns die kleinen Kinder überwiegend blond sind. Wenn viele von ihnen auch später nachdunkeln, so beweist doch ihr anfänglich blondes Haar den Einschlag einer blonden Rasse.

Ferner finden wir in unseren Bergtälern oft große, langgliedrige Gestalten mit hellen Augen, blondem oder rötlichem Barte, aber braunem Haupthaar. Die Gesichtszüge sind nordisch, wenn auch die gegen die Spitze zu etwas verdickte, manchmal auch gebogene Nase den dinarischen Einschlag erkennen läßt. Die Köpfe sind mittellang, das Hinterhaupt oft gut gewölbt, was man bei uns wohl immer als Zeichen nordischer Blutbeimischung deuten kann. In anderen

Gegenden stehen wieder die dinarischen Merkmale im Vordergrund, während die alpinen stark zurücktreten, die ostischen und vollends die mittelländischen kaum zu bemerken sind.

Was nach Kraitscheks Ausführungen für die deutschösterreichische Bevölkerung in ihrer Gesamtheit gilt, das gilt in vielleicht noch höherem Maße auch für die Bevölkerung Steiermarks: ihre Hauptmasse besteht aus der nordischen und der dinarischen Rasse. Zu einem zusammenfassenden, einheitlichen Urteil über den biologischen, besonders aber über den Kulturwert

Abb. 6. Mittelsteiermark. Augen sehr hell, mit „nordischem Blick", Haare blond, stark behaart (nordisch-dinarisch). Polland phot.

Abb. 7. Wäscherin mit Kind. Untersteiermark. Augen und Haare dunkelbraun, Haut bräunlich (dinarisch). Polland phot.

dieser Rassenmischung zu kommen, ist nicht ganz leicht, und die Meinungen verschiedener Beobachter weichen in manchen Punkten voneinander ab. Kraitschek hält in seiner überaus wohlwollenden Weise unsere vorherrschend nordisch-dinarische Bevölkerung für eine recht günstige Rassenmischung, die oft sowohl körperlich als seelisch sehr harmonische Ergebnisse bewirkt; andere, besonders auch einige, die Gelegenheit hatten, diese Bevölkerung in langer, enger Berührung genau kennen zu lernen, kommen nicht zu einem restlos günstigen Urteil. Da die Gestalts- und Gesichtsmerkmale der beiden Rassen sich ganz gut miteinander vertragen, macht in der Tat ein nordisch-dinarischer Mischling körperlich meist keinen unharmonischen Eindruck. Die oft kräftig ausgeprägte, stark vorspringende Nase verleiht dem Gesicht einen kühnen, energischen, nicht selten bedeutenden Ausdruck; die großen Gestalten, mehr dem athletischen Typus zuneigend, sind von kraftvoller Männlichkeit, oft allerdings recht grobknochig, mit großen Händen und Füßen. Namentlich bei der Bauernbevölkerung und in den unteren Schichten ergeben sich daraus ungeschlachte, eckige Haltungen und Bewegungen, die „rauhe Kraft" symbolisieren.

Die steirischen Männer stellen sohin im allgemeinen den Typus kraftvoller Männlichkeit, verbunden mit einer gewissen Derbheit in Aussehen, Haltung und

Bewegung dar. Unter den Frauen, namentlich denen des Unterlandes, finden sich ebenfalls viele große Gestalten, schlank, mit langen Armen und Beinen; da bei ihnen nicht selten das etwas grobe Knochengerüst eckig hervortritt, die Hände und Füße ziemlich groß sind, nähern sich diese Typen manchmal dem „Mannweib", besonders wenn sie reichlichere Körperbehaarung (Beine!) und Bartanflug aufweisen. Die lange, entweder mehr fleischige oder gekrümmt vorspringende knochige Nase in einem länglichen Gesicht, das die Backenknochen etwas hervortreten läßt, macht die Gesichter meist weniger anziehend als bei den weichen, rundlichen Formen der ostnordischen Frauen mit den kleinem Näschen und dem kleinen vollen Mund, so daß solche vorwiegend dinarisch betonte Frauengesichter mit den schmalen Lippen einen herben, harten Zug bekommen; die Gesichter der älteren Bergbauernweiber sind dann wie aus Holz geschnitzt, mit fast männlichen Zügen und wenig weiblicher Anmut.

So ergibt sich ein Eindruck, besonders stark für den Fremden aus rassisch anders zusammengesetzter Umgebung, daß in Steiermark eher die Männer das „schöne Geschlecht" genannt zu werden verdienen, die Frauen hingegen im Durchschnitt an spezifisch weiblichen Reizen ärmer sind als in vielen anderen Gebieten; dazu kommt noch die außerordentliche Verbreitung des Kropfes, der mindestens in der weniger aufdringlichen Form des sog. „Blähhalses" die wenigsten Mitglieder der weiblichen bodenständigen Bevölkerung Steiermarks verschont und eine wirklich schlanke, edle Halsform nicht zustandekommen läßt.

Das Gesagte gilt wohlgemerkt nur für die wirklich im steirischen Gebiet seit vielen Geschlechtern wohnende, bodenständige, vorwiegend ländliche Bevölkerung. In den Städten, vor allem in der Landeshauptstadt Graz, sind seit vielen Jahrzehnten anhaltend so viele landfremde Elemente zugewandert, daß sich dort das Rassenbild wesentlich verwickelter gestaltet und insbesondere in Graz, das als „Pensionopolis" seit langem Menschen aus allen Teilen der ehemaligen Monarchie angezogen und festgehalten hat, finden wir heute schon das richtige Großstadtchaos mit den verschiedensten Mischtypen, die sich einer genaueren Rassenanalyse entziehen. Aber auch hier sind in der körperlichen Erscheinung gewisse Merkmale der dinarischen Rasse auffallend stark vertreten, und ich möchte hier ganz der Vermutung Reches beipflichten („Die Bevölkerung der österr. Alpen"), daß bei der Mischung nordischer und dinarischer Elemente anscheinend gewisse Merkmale der dinarischen Rasse im Erscheinungsbild vorherrschen, so vor allem die kurze, hohe Kopfform und die starke Ausprägung der Nase, während von der nordischen Rasse die helleren Farben die größere Durchschlagskraft zeigen.

Hinsichtlich der seelischen Eigenschaften findet sich zwischen Dinarier und Germanen viel Übereinstimmendes. Auch der Dinarier hat Sinn für Ordnung, zeigt Entschlossenheit und männliche Tatkraft und ist imstande, heldisches Wesen zu verstehen und sich dafür zu begeistern. Dabei ist er lebhafter, wärmer, weniger zurückhaltend als der Nordische, ja sein weiches Gemütsempfinden kann sogar ins Rührselige, Tränenfeuchte übergehen, wie es typisch bei den untersteirischen Slaven wahrzunehmen ist. So sehen wir den Steirer mit warmer Liebe am angestammten Heimatboden hängen und stets bereit, den Kampf um die Heimaterde aufzunehmen und mit größter Zähigkeit durchzufechten. Zwar haben sich in den Abwehrkämpfen der Nachkriegsjahre gegen die Serben die Steirer nicht ganz so bewährt wie die rassisch recht ähnlichen Kärntner; daran war aber vor allem einmal die Oberleitung schuld, bei der so mancher Nicht-

steirer, ja Rassenfremder eine unheilvolle Rolle gespielt hat, und dann scheint in der Kärntner Bevölkerung der nordische Geist eben doch eine größere Rolle zu spielen als in der des damals zunächst betroffenen untersteirischen Gebietes, wo viele vorwiegend dinarische Menschen mit den rasseverwandten Südslawen liebäugelten, zumindest als echte Bastarde im entscheidenden Augenblick nicht wußten, auf welche Seite sie sich schlagen sollten. Ich führe diese geschichtliche Erinnerungen an, weil sich in solchen Zeiten der Hochspannung auch die Rassenseele in ihrer Eigenart am besten zeigt.

Die Tapferkeit, der trotzige Kampfesmut, gepaart oft mit wildem Draufgängertum, die den Menschen der steirischen Rassenmischung zum vollwertigen Krieger, zum unverzagten Wächter an der Grenzmark des deutschen Volkes machen, haben allerdings auch eine Kehrseite, wertvoll in kriegsbewegten Zeiten, äußern sie sich im Frieden nicht selten als unsachlicher Eigensinn, Unnachgiebigkeit um jeden Preis, Widersetzlichkeit, Unlenksamkeit, ja in Neigung zu Gewalttätigkeit und unbändiger Raufluſt. Infolgedessen sind schwere Körperverletzungen und Totschlag in den Dörfern und Landorten Steiermarks an der Tagesordnung; der Zustand vollends, der auch heute noch in den Jagdgebieten unserer Waldgegenden zwischen den zur festgefügten Wilderergemeinschaft zusammengeschlossenen Gebirgsbewohnern, Holzknechten usw. und dem Jagdpersonal herrscht, gemahnt manchmal geradezu an die Blutrachesitten der albanischen Dinarier.

Zu dieser Sinnesart fügt sich passend ein übersteigertes Ehrgefühl mit übergroßer Empfindlichkeit, die sich aus den nichtigsten Anlässen gekränkt fühlt, ein Charakterzug, der auch in den gebildeten Ständen zu finden ist. Kommt dazu noch ein gewisses Mißtrauen gegen alle Fremden, „Zugereisten", so kann man daraus ermessen, daß namentlich der Nichteinheimische im Anfang manche Schwierigkeiten zu überwinden hat, um im Verkehr mit dem echten Steirer den rechten Ton zu treffen und keine Empfindlichkeit zu verletzen. Hingegen ist der Steirer, einmal gewonnen, ein treuer Freund; Freundschaftsverbände haben dauernden Bestand und treten für ihre Mitglieder in jeder Weise ein; es ist geradezu auffallend, in welchem Maße sich bei uns z. B. die einstigen Mittelschulkollegen zu 30- und 40jährigen Maturafeiern, oder die Burschenschafter zu Stiftungsfesten zusammenfinden und wie sie stets in der langen Zeit die Kameradschaft gepflegt haben.

Diesem, allerdings nur in groben Zügen hingeworfenen Charakterbild, läßt sich entnehmen, daß die dinarisch-nordische Rassenmischung Steiermarks doch viele Vorzüge und Mängel gemeinsam hat mit den stärker nordisch bedingten deutschen Stämmen. Da vieles dafür spricht, daß schon bei der Entstehung der dinarischen Rasse nordisches Blut im Spiele war, so wäre der nicht allzu große Abstand zwischen den beiden Rassen leicht zu verstehen. Das Kantige, Eckige im Körperbau und Charakter, das der bodenständige, erdverwurzelte steirische Landmann aufweist, mag zwar nicht allseits als ansprechend empfunden werden, gibt aber dem Steirervolk — wie auch unseren anderen Südalpenvölkern — jene Eigenart, die es zum tapferen, standhaften Grenzwächter, zum Schutzwall für das Binnendeutschtum so recht fähig macht.

So darf man zusammenfassend wohl sagen, daß wir in Steiermark eine Bevölkerung vor uns haben, die bei bewußter Förderung und Durchsetzung ihrer wertvollen Eigenschaften alle Gewähr dafür bietet, daß sie bei der von allen Anschlußfreunden hüben und drüben erstrebten Einigung des deutschen Volkes

in einem Staate einen wertvollen Teil des Volksganzen und eine treue Hüterin des Deutschtums im Südosten bilden wird.

Die künstlerische Eigenart und die Kunstschöpfungen der aus Steiermark hervorgegangenen Künstler auf allen Gebieten finden schon heute nicht nur in Gesamtösterreich, sondern auch im „Reiche" draußen ihre volle Würdigung und Wertschätzung. An der beachtenswerten Stellung, welche die Bewohner der steirischen Lande unter den kulturschaffenden Völkern einnehmen, hat gewiß das Blut der nordischen Rasse einen wesentlichen Anteil. Daß dieses nicht nur in der Bevölkerung Deutschösterreichs überhaupt, sondern auch in der Bevölkerung Steiermarks immer noch in reichem Maße vorhanden ist, haben die rassenkundlichen Forschungen wohl einwandfrei ergeben. Es kann in diesem Zusammenhange der Hinweis darauf nicht unterdrückt werden, daß dieser, besonders für die Erhaltung des Kulturniveaus zweifellos sehr wichtige, ja unentbehrliche nordische Rassenanteil in seinem Bestande vielleicht etwas gefährdet erscheint durch eine geradezu gesetzmäßige Erscheinung, die von Lenz und anderen hervorgehoben wird. Es ist das verhältnismäßig zahlreichere Aufsteigen nordischer oder vorwiegend nordischer Volksbestandteile in die höheren, besonders die akademisch gebildeten Schichten, eine Erscheinung, die wir überall in Mitteleuropa finden. Diese gehobenen Schichten zeigen leider überall eine geringe Fortpflanzung und neigen daher zum Aussterben. Dadurch muß es allmählich zu einer Veränderung in der Rassenzusammensetzung der Bevölkerung kommen, indem die echten Langköpfe und die breiten Langköpfe abnehmen und der Hundertsatz der reinen Kurzköpfe verschiedener Rassenzugehörigkeit eine Zunahme erfährt.

Ein Überhandnehmen dieser Erscheinung wäre insofern bedauerlich und für die Kulturzukunft unseres Volkes nicht gleichgültig, weil es gerade dieser nordische Bluteinschlag ist, der unserer ganzen Nation eine gewisse Einheitlichkeit gibt, der sie befähigt, trotz aller Rassenmischung doch eine kulturelle Einheit zu bilden, nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich, seelisch. Nur infolge des gemeinsamen Blutes ist es möglich, daß alle jene, die nicht durch die verwirrenden Einflüsse der Zeit, die ihnen z. T. bewußt aufgedrängt werden, steuerlos geworden sind, sich an denselben Idealen begeistern.

Daher möchte ich auch nicht schließen, ohne den Wunsch und die Mahnung auszusprechen, daß alle jene, die berufen sind, irgendwie an der zukünftigen Gestaltung der Geschicke unseres Volkes mitzuwirken, auch der Rassenzusammensetzung der Bevölkerung ihr Augenmerk zuwenden mögen. Nur so kann es verhindert werden, daß teils durch ungünstige Auslese, teils durch verminderte Fortpflanzung wertvoller Schichten, teils aber auch durch fortgesetzte wahllose Aufnahme weniger günstigen Rassenmaterials sich die anthropologische Zusammensetzung unserer Bevölkerung derart verändert, daß sie nicht mehr imstande sein wird, die von ihren Vorfahren geschaffenen Kulturgüter unversehrt zu bewahren und organisch weiter zu entwickeln.

Benütztes Schrifttum. Günther, Hans: Rassenkunde des Deutschen Volkes. Kraitschek, Gustav: Anthropologie der österr. Bevölkerung. Kraitschek, Gustav: Rassenkunde. Kraitschek, Gustav: Beiträge zur Rassenmischung in Mitteleuropa (Mitt. d. AnthropGes. in Wien 1912, 1914). Ploy, Mitt. d. AnthropGes. in Wien 1908. Reche, Otto: Die Bevölkerung der österr. Alpen (Die österr. Alpen, Verlag Franz Deuticke, 1928 S. 283). Reche, Otto: Volk und Rasse, H. 2, 1928 (Natur- und Kulturgeschichte usw.). Weisbach, Messungen an Soldaten (Mitt. d. Militär-Sanitäts-Komitees 1892, Mitt. d. AnthropGes. in Wien 1894, 95, 98, 1900). Zuckerkandl, Otto: Mitt. d. AnthropGes. in Wien 1883, 44, 88.

Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum.

Von Diplomkaufmann Friedrich Ebeling, Berlin.

Im östlichen und südöstlichen Europa siedeln außerhalb der Grenzen des Reiches und Deutschösterreichs und der Rußlanddeutschen rund 7 Millionen Deutsche, die sich nach der Zerreißung Ostdeutschlands, Österreichs und Ungarns auf elf verschiedene Staaten verteilen. Ihr Schicksal ist um so gefährdeter, als sie vor slawischer Unterwanderung durch keine Staatsgrenzen geschützt werden und kein einheitliches Ganze bilden, sondern als mehr oder weniger große Streusiedlungen rings vom Slawentum umgeben sind. Unter noch ungünstigeren Verhältnissen leben die Deutschen, die nicht einmal geschlossene Siedlungsgebiete bilden, sondern in Mischsiedlungen Tür an Tür mit den slawischen Nachbarn wohnen, was zumeist in den Städten der Fall ist. Das Schicksal dieser Deutschen ist — von anderen Faktoren abgesehen — in erster Linie von ihrer Bevölkerungsbewegung abhängig, wobei auch die Frage der Über- oder Untervölkerung von Bedeutung ist. Ausschlaggebend für die Entscheidung, ob ein Raum übervölkert ist, ist nicht die gewöhnlich übliche Zahl der Bewohner. Z. B. wäre das Vorkriegsdeutschland auch mit 132 Einwohnern pro qkm nicht als übervölkert anzusehen gewesen. Der Fall ist erst durch Abtrennung der wichtigsten Nahrungs- und Rohstoffüberschußgebiete eingetreten. Übervölkert ist ein Raum also, wenn seine Bodenschätze in Verbindung mit der Kultivierungs- und Zivilisierungsfähigkeit seiner Menschen nicht mehr ausreichen, die ihn bewohnende Einwohnerzahl zu ernähren. Da die zur Steigerung der Ertragsfähigkeit des Bodens notwendigen menschlichen Charaktereigenschaften bei den Deutschen sehr hoch, bei den Slawen dagegen nur gering ausgebildet sind, gestattet der deutsche Raum eine höhere Bevölkerungsziffer als der slawische. Wenn nun aber der Lebensspielraum eines Volkes im umgekehrten Verhältnis zur Volksvermehrung steht, setzt ein Wanderdruck des Volkes mit hohem Bevölkerungszuwachs und kleinem Lebensspielraum in das Gebiet mit umgekehrten Verhältnissen ein.

Die Untersuchung über die zukünftige Gestaltung des europäischen Auslandsdeutschtums erschöpft sich also nicht mit der Frage, wie hoch der Geburtenüberschuß der Deutschen ist, sondern in welchem Verhältnis er zu dem der betreffenden Gaststaaten steht. Doch auch die Zahlen der Geburten allein geben ebensowenig einen brauchbaren Anhalt für die künftige Entwicklung wie die Höhe des Geburtenüberschusses. Sehr wichtig ist die Beurteilung der Sterbeziffern. Zwischen Geburten und Sterbefällen besteht ein eigenartiger Zusammenhang, der auf folgende Formel gebracht werden kann: Je höher die Zahl der Sterbefälle ist, desto höher ist der Geburtenüberschuß! Diese Feststellung steht keineswegs im Widerspruch zu dem Hinweis der Bevölkerungsstatistik auf die niedrige Sterblichkeit z. B. im Deutschen Reiche, die allein den Geburtenüberschuß auf einer Höhe hält, die noch über der von neun europäischen Staaten liegt. Im Gegenteil bestätigt diese Tatsache die oben ausgesprochene Behauptung, was durch die nachstehende Tabelle bewiesen wird.

Die aufgeführten Beispiele können beliebig vermehrt werden. Steigende Zivilisation ruft Verringerung der Sterbefälle und zugleich der Geburten hervor. Verringerung der Sterblichkeit wiederum erhöht zwar den Geburtenüberschuß,

drückt aber gleichzeitig ebenfalls die Zahl der Geburten herab. Denn mit dem Sinken der Sterblichkeit tritt die Überalterung eines Volkes ein. Der Altersaufbau verschiebt sich zugunsten der höheren, von der Fortpflanzung ausgeschlossenen Jahrgänge. Zudem ist die niedrige Sterblichkeit nur eine zeitlich begrenzte Erscheinung. Denn einmal tritt der Zeitpunkt ein, an dem Zivilisation und medizinisches Wissen den Alterserscheinungen machtlos gegenüberstehen. Je höher der Bevölkerungsanteil der über 60 Jahre Alten ist, desto mehr muß schließlich die Sterblichkeit steigen. Dann aber verschwindet der Geburtenüberschuß, und der Sterbeüberschuß tritt an seine Stelle.

Auf je 1000 Einwohner entfallen	Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuß
Deutsches Reich (1927) . .	18.3	12.0	6.3
Schweiz (1926)	18.2	11.7	6.5
Schweden (1926)	16.9	11.8	5.1
Durchschnitt	17.6	11.8	6.0
Bulgarien (1925)	37.0	19.2	17.8
Rumänien (1925)	35.4	21.2	14.2
Spanien (1926)	29.9	19.0	10.9
Durchschnitt	34.1	20.0	14.1

Betrachtet man die Verhältnisse der Deutschen Ost- und Südosteuropas unter diesen Gesichtspunkten, so zeigt sich, daß ihre Lage auch da recht ungünstig ist, wo Geburtenziffern und Geburtenüberschuß auf das Tausend der Bevölkerung gerechnet an sich noch eine stattliche Höhe aufweisen, was bei den Deutschen Siebenbürgens und Ungarns der Fall ist. Eine Ausnahme bildet allein Deutsch-Südtirol, wo sich die Zahlen der deutschen Bevölkerungsbewegung auf gleicher Höhe wie die der Italiener bewegen und auch von einer Überalterung der Deutschen keine Rede sein kann, da die Sterbefälle mit 16,7 v. T. noch über dem Durchschnitt von 22 europäischen Staaten liegen. Wir können also, wenn wir von der Entdeutschung auf kulturellem Gebiete absehen, über die Zukunft der Tiroler beruhigt sein, da auch eine italienische Unterwanderung im großen Ausmaße kaum zu befürchten ist. Leider ist dieselbe Feststellung für kein anderes deutsches Siedlungsgebiet zutreffend. Es wurde schon gesagt, daß die Geburtenziffern der Siebenbürger Sachsen und der Deutschen in Ungarn eine immerhin beachtliche Höhe aufweisen. Aber sie werden von denen der Staatsbevölkerung weit übertroffen, so daß mit einer weiteren Verschiebung des deutschen Bevölkerungsanteiles schon in wenigen Jahren gerechnet werden muß. Die Senkung des deutschen Prozentsatzes wird einmal durch die größere Vermehrung der das deutsche Siedlungsgebiet bewohnenden Slawen, bzw. Magyaren herbeigeführt und andererseits infolge starker Unterwanderung des deutschen Raumes durch den Druck des benachbarten Bevölkerungsüberschusses, für den der deutsche Boden mit seiner dank höherer Kultur größeren Tragfähigkeit einen starken Anziehungspunkt darstellt.

Rein äußerlich betrachtet sind auch die deutschen Geburten in der Tschechoslowakei mit 20,4 v. T. höher als im Reiche, doch nähern sie sich bereits stark der

Schicksalszahl 20,0 v. T., bei der die Bevölkerungszunahme nach den Berechnungen der Wissenschaft aufhört. Auch sind die Verhältnisse in den einzelnen Gebieten innerhalb des tschechischen Staates recht uneinheitlich und stimmen nur darin überein, daß sie seit 1880 einen viel stärkeren Rückgang der deutschen Geburtenziffern aufweisen, während sich die der Tschechen zwar auch in einer absteigenden Linie bewegen, diese aber weniger steil als die deutsche verläuft. Während die deutschen Geburten auf das Tausend bezogen in Böhmen mit denen der Tschechen fast gleichen Schritt halten, bleiben sie in Tschechisch-Schlesien etwas und in Mähren sowie in der Slowakei erheblich hinter ihnen zurück. In Karpatho-Rußland dagegen, das vor dem Kriege zu Ungarn gehörte, stehen die Deutschen absolut und relativ an der Spitze und zwar sogar vor den Ukrainern, die ihrerseits im Gesamtdurchschnitt der Tschechoslowakei die weitaus höchsten Geburtenziffern aufweisen, ohne indessen die Nationalitätengliederung damit in Zukunft beeinflussen zu können. Trotz der recht günstigen Geburtenziffern in Böhmen und Karpatho-Rußland steht das Deutschtum im gesamten Staatsgebiet der Tschechoslowakei hinter den Magyaren (28,3 v. T.) und Tschechen (25,3 v. T.) mit 20,4 v. T. weit zurück. Die absolute Zahl der deutschen Geburten betrug im Jahre 1925 nach den „Mitteilungen" des Statistischen Staatsamtes in Prag knapp ein Siebentel der Gesamtgeburten.

Wenden wir uns dem Deutschtum in Osteuropa zu, so müssen wir zwischen den Rußlanddeutschen und den Deutschen innerhalb des deutschen Siedlungsraumes — d. s. Posen, Polnisch-Westpreußen, Oberschlesien und die baltischen Länder — unterscheiden. Bezüglich der in Rußland in geschlossenen Siedlungen lebenden Deutschen kann mit Genugtuung festgestellt werden, daß sich ihre Geburtenziffern mit denen der Russen auf gleicher Höhe bewegen. Vor dem Kriege führte diese Tatsache zu einer starken Auswanderung, da der Raum trotz relativ dünner Bevölkerung infolge der zurückgebliebenen Wirtschaftsmethoden keinen genügenden Lebensspielraum bot. In der Republik der Wolgadeutschen hat die Vermehrung wieder so kräftig eingesetzt, daß die Zahl der Deutschen in diesem Gebiet trotz der Dezimierung durch Revolution, Hungersnot und Abwanderung fast die Vorkriegshöhe erreicht hat. Selbst im Hungerjahr 1921 betrug die Geburtenziffer der Deutschen noch 42 v. T.

Weit schlechter liegen die Verhältnisse im übrigen europäischen Lebensraum, wo die deutschen Geburten die oben erwähnte Schicksalszahl 20 wesentlich unterschreiten. Zwar gibt es in Polen keine nach der Nationalität gegliederte Statistik der Bevölkerungsbewegung, wohl aber enthalten die amtlichen Mitteilungen des Warschauer Statistischen Zentralamtes vom Jahre 1927 für Posen und Pommerellen (Polnisch-Westpreußen) eine solche nach der Konfession. Da sich nach derselben Quelle die Zahl der Deutschen mit der der evangelischen Bevölkerung fast deckt, sind größere Fehler ausgeschlossen. Mit Überraschung wird man erfahren, daß die Zahl der Geburten auf das Tausend der Bevölkerung für die evangelische Bevölkerung nur 16,8 beträgt, während sie nach der preußischen Statistik von 1911 zwar auch wesentlich unter der der polnischsprechenden Bevölkerung lag, aber mit 29,7 v. T. noch eine beachtliche Höhe aufwies. Die Geringfügigkeit der deutschen Geburten läßt sich aus den politischen und wirtschaftlichen Bedrückungen der Deutschen dieser Gebiete erklären, da die Bewohner angesichts des über ihren Häuptern schwebenden Damoklesschwertes der Ausweisung vor Familienzuwachs zurückschreckten. Andererseits gestattet sie den Schluß, daß sich die Polen bei ihrer Deutschenvertreibung wesentlich von bevölkerungspoli-

tischen Gesichtspunkten haben leiten lassen. Offensichtlich sind vor allem Deutsche im fortpflanzungsfähigen Alter ausgewiesen worden, um auf diese Weise ein allmähliches Aussterben der Zurückgebliebenen zu erreichen. Leider liegt eine Altersstatistik für dieses Gebiet nicht vor, jedoch bestätigt das Verhältnis der Zahl der schulpflichtigen Kinder zur Gesamtzahl der Deutschen diese Annahme, die schließlich überhaupt die einzige stichhaltige Ursache für ein so erhebliches Absinken der deutschen Geburtenziffern unter die Zahlen der reichsdeutschen Ostprovinzen sein kann. Selbstverständlich verschlechtert die niedrige Geburtenzahl das ziffernmäßige Verhältnis zu der polnischen Bevölkerung beträchtlich. Haben schon Ausweisung und polnische Unterwanderung eine Verschiebung des deutschen Anteiles von rund 45 (1910) auf höchstens 15 v. H. (1924) bewirkt, so wird in Zukunft die mehr als doppelt so hohe polnische Geburtenziffer langsam aber sicher in gleicher Weise fortwirken.

Gesamtzahlen in Tausend

	Tschechoslowakei		Ungarn		Siebenbürgen		Posen u. Pommerellen		Litauen		Lettland		Estland	
	Deutsche	Slaven	Deutsche	Ungarn	Deutsche	Rumänen	Deutsche	Polen	Deutsche	Litauer	Deutsche	Letten	Deutsche	Esten
Geburten . . .	68.4	387.6	13.5	208.4	5.6	82 9	7.1	85.9	0.44	53.7	1.05	28.0	0 24	18.7
Sterbefälle . .	47.2	168.5	9.8	145.0	4.1	51.1	6.0	41.5	0.27	30.0	1.12	20.7	0.33	16.0
Geburt.- über-	21.2	219.1	3.7	63.4	1.5	31.8	1.1	44.4	0.17	23.5		7.3		2.7
Sterbe- schuß											— 0.07		—0.09	
in vom Tausend der Bevölkerung														
Geburten . . .	20.4	33.1	24.4	29.2	25.2	34.4	16.8	36.0	15.2	31.4	14 9	20.6	13 3	19.3
Sterbefälle . .	14.1	17.2	17.7	20.3	15.8	21.2	14.3	17.7	9.4	17.7	15.8	15.3	18.1	16.5
Geburt.- über-	6.3	15.9	6.7	8.9	9.4	14.2	2.5	19.3	5.8	13.7		5.3		2.8
Sterbe- schuß											— 0.9		— 4.5	

In den Baltenländern sind die deutschen Geburtenziffern sogar so niedrig, daß sie den europäischen Rekord brechen, den Schweden inne hat. Sie betragen in Litauen 15,2, in Lettland 14,9 und in Estland 13,3 v. T. Zwar sind die deutschen Minderheiten in den drei Staaten nur klein. Da sich die Staatsvölker aber in den letzten zehn Jahren vom deutschen Einfluß, der ungleich stärker als das Nationalitätenverhältnis war, befreit haben, andererseits die Deutschen im Baltikum politisch eine Brücke nach dem Osten darstellen, ist es sehr zu bedauern, daß ihre Geburtenziffern die Bedeutungslosigkeit noch weiter verstärken werden. Denn die entsprechenden Zahlen der Staatsvölker liegen auch hier erheblich über den deutschen. Litauen übersteigt mit 31,4 v. T. sogar den europäischen Durchschnitt, während Lettland und Estland ihn unterschreiten.

Im Gegensatz zu den Geburtenziffern könnte man nach oberflächlichen Begriffen die Zahl der auslandsdeutschen Sterbefälle günstig nennen, da sie in allen behandelten Ländern unter der der Staatsbevölkerung liegen und fast durchweg unter dem europäischen Gesamtdurchschnitt bleiben. Aber nach den allgemeinen Darlegungen kann die niedrige Sterblichkeit — so erfreulich sie menschlich ist — bevölkerungspolitisch unmöglich als Vorzug gewertet werden. Denn sie

ist eine der hauptsächlichsten Ursachen für die niedrige Geburtenziffer, mithin für geringen Geburtenüberschuß, den sie nur vorübergehend günstig, sehr bald aber ungünstig beeinflussen muß. Wie die Geburten, so schwankt auch die deutsche Sterblichkeit in der Tschechoslowakei in den einzelnen Gebieten, und zwar logischerweise finden wir in Karpatho-Rußland den hohen Geburten entsprechend eine hohe Sterblichkeit, die allerdings von den Ukrainern übertroffen wird. Trotzdem steht der deutsche Geburtenüberschuß erheblich über dem der übrigen Rassen; er kann indessen an der Nationalitätengliederung dieses Gebietes nicht viel ändern, da die Deutschen nur etwa 1,5 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Während sich die deutsche Sterblichkeit in Böhmen und Mähren mit der tschechischen etwa die Wage hält, liegt sie in der Slowakei weit unter ihr. Trotzdem beträgt der deutsche Geburtenüberschuß nur 9,2, der tschechische aber 16,2 v. T. In Schlesien treffen wir zwar die niedrigste Sterblichkeit der Deutschen des ganzen Staates an, die aber die tschechische übersteigt. Die Erklärung dafür liegt in der vorangegangenen geringen Sterblichkeit, wodurch sich der Altersaufbau zuungunsten der Deutschen verschoben hat. Von 100 Deutschen Tschechisch-Schlesiens sind 10,1, von 100 Tschechen aber nur 6,3 über 60 Jahre alt. Im gesamten Staatsgebiet der Tschechoslowakei steht der deutsche Geburtenüberschuß an letzter Stelle. Ohne Berücksichtigung des durch die niedrigere Sterblichkeit bedingten ungünstigen Altersaufbaues und des daraus folgenden weiteren Rückganges des Geburtenüberschusses muß damit gerechnet werden, daß der deutsche Anteil an der Gesamtbevölkerung in 25 Jahren statt jetzt 23,6 nur noch 19,9, in 100 Jahren bestenfalls sogar nur noch 10 v. H. betragen wird.

Trotz des geringen deutschen Geburtenüberschusses in Ungarn, der mit 6,7 gegen 8,9 v. T. unter dem der Magyaren liegt, ist der gleiche Vorgang hier nicht zu befürchten, obwohl das Deutschtum auch in Ungarn wiederum den größten Anteil an Personen über 60 Jahre aufweist. Jedoch lassen Geburtenziffern und Sterblichkeit nicht den Schluß der Überalterung zu. Ebenso darf auch den Siebenbürgener Sachsen, die sogar einen Geburtenüberschuß von 9,4 v. T. besitzen, dem Gesamtrumänien mit 14,2 v. T. gegenübersteht, eine verhältnismäßig gesunde Bevölkerungsbewegung nachgesagt werden. Bei der stärkeren Vermehrung der Rumänen besteht für die deutschen Siedlungen allein die Gefahr der Unterwanderung, wie sie schon in den letzten Jahrzehnten zu beobachten gewesen ist.

Ungleich größere Sorge bereitet uns wiederum der deutsche Osten. Die niedrige Geburtenziffer in den ehemals preußischen Gebieten Polens erträgt keine hohe Sterblichkeit. Schon die Zahl 14,3 v. T. genügt, um den Geburtenüberschuß auf 2,5 gegen 19,3 v. T. der polnischen Bevölkerung herabzudrücken. Auch in diesen Gebieten kann man, gleichbleibende Verhältnisse vorausgesetzt, leicht errechnen, daß die deutsche Minderheit in Posen und Polnisch-Westpreußen schon in naher Zukunft zu einem bedeutungslosen Splitter herabsinkt und schließlich der Geschichte angehören wird. Am traurigsten aber ist es um die Zukunft der Deutschen in den Ostseerandstaaten bestellt. Zwar haben die Deutschen Litauens noch einen Geburtenüberschuß von 5,8 v. T., denen die Litauer selbst aber mit 13,7 gegenüberstehen. Nach der Gesamtziffer des Geburtenüberschusses stehen die Deutschen den Litauern mit 295 zu 23 432 gegenüber. Dabei ist aber im Gegensatz zu der Staatsbevölkerung die deutsche Sterblichkeit so gering, daß schon jetzt mit einem weiteren Sinken der Geburtenziffer und in sehr naher Zukunft mit einem gewaltigen Anstieg der Sterbeziffern gerechnet werden muß. Es kann ein kleiner Trost sein, daß sich diese Angaben nur auf Altlitauen beziehen, und die Be-

völkerungsbewegung im Memelgebiet — wie übrigens auch in Danzig — durchaus normal verläuft und kaum vom Durchschnitt Ostpreußens abweicht. Ist betreffend der Deutschen Altlitauens recht bald ein Sterbeüberschuß zu befürchten, so ist er von den Balten Lettlands und Estlands bereits erreicht, wo sich die niedrige Sterblichkeit früherer Jahre nicht nur in der Abnahme der Geburten, sondern auch schon in der beträchtlichen Steigerung der Sterbefälle voll auswirkt. Wenn auch die deutsche Sterblichkeit sich mit der lettischen auf gleicher Höhe bewegt, so haben die Letten dank ihrer höheren Geburtenziffer noch einen Geburtenüberschuß, während auf die Deutschen schon ein geringer Sterbeüberschuß entfällt. Noch trostloser sieht die Zukunft der Deutschen Estlands aus, deren Sterblichkeit die der Esten wesentlich übersteigt. Hier erreicht der deutsche Sterbeüberschuß schon die beachtliche Ziffer von 4,8 v. T. Man kann sich nicht damit abfinden, daß Letten und Esten die gleichen Überalterungserscheinungen aufweisen wie die Deutschen, also bald dieselbe rückläufige Bevölkerungsentwicklung erreichen werden. Einmal bekümmert uns nur das Schicksal der Deutschen, außerdem aber hat die Erscheinung außerordentliche politische Bedeutung. Beide Länder stehen unter dem starken Bevölkerungsdruck Rußlands und Polens, deren wirtschaftliche und kulturelle Lebensbedingungen auf die Dauer dem gewaltigen Geburtenüberschuß von 20 v. T. nicht gewachsen sein werden. So wird sich die überschießende Bevölkerungszahl in den sich entvölkernden Raum der Ostseeküste ergießen und die Deutschen vollends erdrücken.

Die Balten zeigen sehr anschaulich den inneren Zusammenhang zwischen der Siedlungsweise eines Volkes mit seiner Altersgliederung und deren Auswirkung auf die Bevölkerungsbewegung. Die Vorstellung, die man sich in Deutschland gewöhnlich von den Balten als „Baronen" mit riesigen Latifundien macht, ist unrichtig. Über zwei Drittel der Deutschen in Lettland sind in Handel und Gewerbe tätig. Rund 83 v. H. wohnen in Städten, vor allem Riga, Libau, Mitau und Dünaburg, während die Deutschen Estlands zu etwa 75 v. H. in Städten und Flecken siedeln. Man wird also wohl kaum fehlgehen, wenn man die Überalterung eines Volkes mit seiner Siedlungsweise in Verbindung bringt, was sich auch aus den Verhältnissen im Reiche beweisen läßt.

Das Ergebnis dieser Darlegungen ist alles andere als zufriedenstellend. Wenngleich das Deutschtum des europäischen Südostens sich in einigen Ländern zu halten vermag, wird es doch von den biologisch weit jüngeren slawischen und romanischen Stämmen langsam aber sicher überflügelt. In dem behandelten Raum stehen 27 500 deutsche Geburten rund 400 000 fremdrassischen gegenüber. Wenn sich die Deutschen also immerhin noch vermehren, so droht ihnen doch eine stärkere Unterwanderung und als Folge schließlich Mischung mit den fremden Stämmen, was den Untergang der deutschen Siedlungen beschleunigen würde. Noch trostloser gestaltet sich das deutsche Zukunftsbild, wenn man den gesamten deutschen Lebensraum von der Maas bis zur Weichsel in Beziehung zu den slawischen Völkern setzt. Nach einer Berechnung des Minderheiteninstituts der Universität Wien beziffert sich die Zahl der von deutschen Eltern Geborenen auf 2 042 000, die Todesfälle betragen 1 230 000, so daß sich der gesamtdeutsche Geburtenüberschuß auf 812 000 beziffert. Ihm steht im gleichen Raum ein slawischer bzw. romanischer Geburtenüberschuß von 620 000 gegenüber. Noch krasser sind die Verhältniszahlen: Die Deutschen in- und außerhalb des Reiches machen rund 80 Prozent der Bevölkerung von Mitteleuropa aus, sind aber am Geburtenüberschuß dieser Bevölkerung nur mit 57 Prozent beteiligt. Diese Zahlen sind

Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum. Es kündigt sich an Stelle der oft behaupteten deutschen Übervölkerung eine Untervölkerung an, die dem slawischen Druck nach Westen nur geringen Widerstand entgegensetzen kann*).

Wie Parzival unser ward.

Von Dr. Leopold Weber, München.

Oder ist es Parzival etwa nicht? Empfinden wir den Gralsritter und König nicht als einen der Seele und dem Blute nach zu uns Gehörigen, als Volksgenossen? Ist die Märe von seinem Handeln und Leiden nicht zu unserm eigensten Sagengute geworden, das aus unserer Entwicklung gar nicht mehr wegzudenken ist?

Und doch ist er uns ursprünglich ein völlig Fremder gewesen — sein Name allein schon verrät es, wie es auch die meisten Namen seiner Mitspieler, seiner Genossen und Gegner tun. Aber diese seine Vorgeschichte liegt im Dunkel, und es vollständig aufzuhellen wird schwerlich jemals gelingen: die Ansichten der Gelehrten widersprechen einander in Einzelnem sowohl wie in Wesentlichem, wir sind auf Vermutungen von mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit angewiesen.

Und da leuchtet mir persönlich die Annahme am ehesten ein, die Parzivalsage habe sich aus einem Märchen entwickelt, und zwar auf keltisch-gälischem Boden, in Wales. Es mag zunächst von einem sogenannten Dümmling erzählt haben: ein tölpelhafter Junge, halbwild in der Einsamkeit aufgewachsen, zieht hinaus in die Welt; er gerät in ein Zauberschloß, das von einer verhexten Gesellschaft bewohnt wird, erfährt dort allerhand Schabernack und erlöst schließlich die Gebannten, in aller Einfalt und grade durch diese Einfalt glücklicher als seine gescheiteren Vorgänger; damit wird er zum Herrn des Schlosses und gewinnt ein zauberkräftiges Kleinod, ein Wunschding in der Art des „Tischlein, deck dich" etwa.

Diese Erzählung, beliebt als Spukgeschichte mit den Möglichkeiten, die sie zu drastischem Scherz bietet, wird wohl, in Wales noch, mit einer vielbesungenen Gestalt der einheimischen Sage in Verbindung gebracht worden sein: sie hat die Schicksale des Dümmlings Parzival (oder des Peredur, wie er in den Mabinogion-Märchen heißt) an die des Nationalhelden Artus geknüpft, eines gälischen Fürsten im sechsten Jahrhundert, der sich in den Kämpfen gegen die eingedrungenen Angelsachsen auszeichnete.

Dadurch wurde der Märchenstoff in eine höhere Schicht gehoben, er erhielt ein größeres Gewicht und einen vornehmeren Anstrich. Wandersänger trugen ihn von Ort zu Ort durchs Land und endlich über den Ärmelkanal in die Bretagne zum stammverwandten Volk der Bretonen hinüber. Auf diesem Wege gelangte er zur Kenntnis der Nordfranzosen und fand Eingang in die damals gerade aufblühende Epik des Rittertums. Dabei wurde er abermals einer durchgreifenden Überarbeitung unterzogen. Zwar tritt auch hier Parzival als Dümmling in der Wildnis auf, aber er macht alsbald an der Hand eines Lehrmeisters die Entwicklung zum galanten Ritter durch: er wird in den Rahmen

*) Die wichtigen „Bemerkungen" von Prof. Reche zum vorstehenden Aufsatz konnten aus drucktechnischen Gründen erst S. 44 f. gebracht werden.

des höfischen Lebens mit all seinen künstlich zugespitzten Ehr- und Rechtsbegriffen hineingestellt: das Naturkind wird zum Chevalier! Damit wandelt sich alles, was mit ihm in Berührung kommt: die verherte Gesellschaft im Zauberschloß wird „verritterlicht", und der unheimliche Gespensterspuk solange mit Abenteuerlichkeiten im Modegeschmack ausgeschmückt, bis das höfische Wesen auch hier das Geisterhafte völlig durchdringt. Entsprechend wächst auch der gälische Stammeshäuptling Artus in seine weitbekannte Rolle hinein: der Nationalheld wird zum internationalen Herrn der Tafelrunde, zum Ritterkönig, zum Meister und Vorbild der höfischen Zucht in aller Welt.

Doch nicht genug damit. Wir sind in der Zeit der Kreuzzüge. Fabeln aus dem christlichen und heidnischen Orient überströmen das Abendland. Die Legende vom Gral bemächtigt sich der Gemüter: ein wunderwirkendes Heiligtum ists — bald solls ein zauberstarker Edelstein sein, bald die Schüssel, in der Josef von Arimathia das Blut des Heilands aufgefangen. Da verblaßt vor seinem Glanze jenes primitive Wunschding, das der Dümmling auf dem Spukschlosse gewonnen, und nun ists der „Gral", gehütet von einem Kreise auserlesener Ritter, den zu erringen Parzivals Lebensziel wird.

Eine verwirrende Fülle von bunten Abenteuern und Abenteuerlichkeiten wahrlich, die sich aus solcher Entwicklung und Verschmelzung der verschiedensten Motive ergab, ganz im Geschmacke der tonangebenden keltisch-französischen Rittergesellschaft: äußerlich, konventionell gebunden in der Lebensauffassung, aber glanzvoll in verwegenen Taten, im Streben nach Ehre und Ruhm, in höfischer Romantik.

In solcher Gestalt lernt Wolfram von Eschenbach den Parzival durch das Epos des Nordfranzosen Chrétiens kennen — ob ihm noch eine andere Quelle geflossen, können wir hier außer acht lassen. Und er macht sich alsbald daran, es zu übertragen, es nachzudichten, wie es derzeit unter den mittelhochdeutschen Epikern üblich war, die sich ihre Vorbilder bei den Franzosen suchten. Aber während die meisten unter ihnen, neben gelegentlichen Abweichungen und Freiheiten in Stil, Auffassung und individueller Durchbildung, doch in der Hauptsache sich an das gegebene Fremde hielten, ward aus Wolframs Nachdichtung durchaus eine Umdichtung voll eigenartiger Gestaltungskraft, ward seine Übertragung zu einer Verdeutschung im tiefsten Sinne.

Zunächst dadurch, daß er das Äußerliche der zahllosen Abenteuer verinnerlichte, indem er die bunten Fabeleien einer durchgehenden Idee dienend unterordnete, sie mit sittlichem Gehalte erfüllte und sie so erst zu einem festeren einheitlichen Ganzen verknüpfte. Er beseelt die höfisch-ritterlichen Kämpfe, er entrollt in ihnen ein Weltbild, wie ers in den schweren gehaltvollen Versen seiner Einleitung ankündigt: das sieghafte Wesen der „staete", der Standhaftigkeit, der Treue Gott und der Welt und sich selbst gegenüber, will er mit seiner Dichtung zur Anschauung bringen im Gegensatz zur Zwiespältigkeit, zum Zweifelmut des in sich unsichern Menschen, und zur Falschheit des schlechten Gesellen, die zu Verdammnis und Untergang führt. Das klärt er vor allem an dem Schicksal seines Helden Parzival, und den verdeutscht er uns so, wie es nur das Genie vermag, das mit allen Fasern in seinem Volkstume wurzelt: den keltischen Dümmling adelt er auf die schlichteste und schönste Weise, indem er die Torheit des tölpelhaften Jungen zur Herzenseinfalt des reinen Menschen erhebt. Da steht in der Wildnis der deutsche Knabe vor uns auf, dem sich das Brüstlein vor Sehnsucht streckt, wenn er den Vogelsang hört, und der darob in Tränen ausbricht,

ohne es selber verstehen zu können, was ihm geschieht; der in kindlichem Besitzverlangen nach den bunten Sängern im Laube mit der Armbrust schießt und sich schluchzend das Haar rauft, wenn sie dann starr und stumm, tot vor ihm liegen; der glaubt, Gott selber mit seinen Heerscharen komme im Glanze gefahren, und sich anbetend in den Staub wirft, da ihm die Ritter auf dem einsamen Waldweg funkelnd entgegenrasseln. Ein Tor auch er, gewiß, über den wir lächeln und lachen können wie über den Dümmling, lächeln und lachen über ihn aber doch immer nur mit verhaltener Rührung.

Und nun erwächst aus diesem deutschen Knaben statt des kecken Haudegens, der sich als irrender Ritter herumtreibt, der Jüngling, der als Gottsucher dem Heiligtume des Grales nachjagt und im äußeren Kampf mit der Welt, im inneren Ringen mit und um Gott nicht nachläßt, bis er das ersehnte Reich errungen, es sich zu eigen gemacht hat.

So hat Wolfram den welschen Helden, indem er ihn mit der Zaubergerte seiner Dichtung berührte, zum Deutschen umgeschaffen, ein sprechendes Zeugnis zugleich für die Verschiedenheit in der Geistesrichtung und in der seelischen Auffassung zweier Völker. So ward Parzival unser, und so bleibt ers, ein Sinnbild unseres besseren Wesens, aus dem Erinnern des Volkes ebensowenig zu tilgen wie jener andre große Gottsucher, der Faust. Unsre Literatur bestätigts: bis zu Wagner mit seinem Musikdrama und darüber hinaus haben unsre Dichter nicht mehr abgelassen, sich an der Aufgabe zu versuchen, nachdem die Grundlage dazu durch Wolfram geschaffen worden war.

Freilich will ich damit nun nicht behaupten, das Wolframsche Epos selber sei seinem ganzen Inhalte nach zum Allgemeingute unseres Volkes geworden. Dem steht nicht nur die Schwierigkeit der Übersetzung ins Neuhochdeutsche gegenüber, auch die Überfülle der Gestalten und Abenteuer in der Dichtung tut es meiner Überzeugung nach an sich noch nicht: es ist doch wohl im Grunde noch etwas anderes, was hemmt. Auch Wolfram blieb bei aller überragenden Größe seines Genies in vielem eben doch ein Kind seiner Zeit, ja er blieb es in seiner unbekümmerten Art vielleicht mehr als mancher andre, minder hoch Begabte. Der Dichter und Seher einerseits und andrerseits der Ritter mit der naiven Hingabe an konventionelle und verkünstelte Standesbegriffe — Wolfram brachte es fertig, beides zu sein, je nachdem seine Seele oberflächlich berührt oder tiefer erschüttert wurde. So hat er die Persönlichkeit Parzivals mit der unbeirrbaren Sicherheit seines Genius verinnerlicht, und trotzdem ist er auf weite Strecken der Erzählung hin äußerlich geblieben im Sinne seiner Vorlage, ja da, wo er sich der höfisch-ritterlichen Lebensschablone einordnet, streng genommen unwahr. Zu solchen Stellen finden wir kein rechtes Verhältnis mehr, sie sind für uns veraltet, wir können sie nicht mehr unmittelbar, wir können sie nur noch historisch rückblickend genießen, ja sie verwirren, indem sie Wolfram im Widerspruch mit seinem eigenen tieferen Wesen zeigen und vielen so den Zugang zu dem lebendigen Strom seiner Dichtung versperren. Auch Wolframs Werk bedarf in manchem einer Erneuerung, um voll von unserem Volke aufgenommen werden zu können. Aber unvermeidlich scheitern muß an einem solchen Unternehmen, wer es nicht begreift, daß der Grundriß vom Meister für alle Zeiten vorgezeichnet ist, und daß wir nur in Ehrfurcht auf dem Wege, den uns die Spuren unseres großen Ahnen weisen, weitergehen dürfen, soweit unsere Kraft uns trägt.

Die Wandalen im Spiegel der ostdeutschen Bodenfunde.

Von Dr. Ernst Petersen, Breslau.

Nächst den Goten bilden unstreitig die Wandalen[1]) den bedeutendsten Teil der Ostgermanen, die das Römische Reich stürzten und lange Zeit hindurch das Mittelmeergebiet mit Schrecken und Bewunderung erfüllten. Es ist bedauerlich, daß der Blick der Geschichtsschreiber des Altertums erst verhältnismäßig kurze Zeit vor dem Untergange des wandalischen Volkes auf dieses gelenkt wurde. Damals war die ostdeutsche Heimat schon verlassen, und die Wandalen begannen in den Wirren der germanischen Völkerwanderung und mit der Berührung der verfallenden Kultur des Altertums von ihrer politischen und kulturellen Höhe herabzusteigen. Da auch aus eigenem Blut den Wandalen kein Künder ihrer Geschicke erwuchs, wie es bei den Goten in einem Jordanes, bei den Franken in Einhart geschah, so wären wir über die Schicksale des großen Volkes, bevor es in den Gesichtskreis der alten Welt trat, nur schlecht unterrichtet, wenn nicht gerade die Bodenfunde, die sich als Hinterlassenschaft der Wandalen ausweisen, beredtes Zeugnis von den wechselvollen Schicksalen ablegten, die ihre ehemaligen Besitzer auf dem Boden des Nahen Ostens erlebt haben. So können wir uns heute in hinreichend klaren Umrissen ein Bild von der Zeit machen, in der in Ostdeutschland und großen Teilen Polens ein machtvolles Wandalenreich bestanden hat, dessen archäologische Hinterlassenschaft in großer Menge die ostdeutschen und polnischen Museen ziert und besonders in den letzten Jahren eingehende Bearbeitung gefunden hat.

Wenigstens den Siedlungsraum des wandalischen Stammesbundes finden wir schon ziemlich frühzeitig bei den Schriftstellern des Altertums umschrieben; wir können hier in erster Linie auf Angaben des Ptolemäus und Tacitus zurückgreifen, die die Länder zwischen Weichsel und Sudeten als das Gebiet der Wandalen oder Lugier — der zweite Name verschwindet nach dem 3. Jahrhundert n. Chr. — bezeichnen. In der Tat tritt uns auf dem so gekennzeichneten Gebiete schon zu Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr., d. h. in der Zeit kurz vor der Unterwerfung Galliens durch Julius Caesar, auf ostdeutschem Boden eine Gruppe von Grab- und Siedlungsfunden entgegen, deren Deutung als wandalisch schon geraume Zeit Allgemeingut der Altertumsforschung ist. Als wichtigste Kennzeichen dieser wandalischen Fundgruppe lassen sich die folgenden nennen. Ohne Ausnahme herrscht zu dieser Zeit die Brandbestattung, und zwar in der Form des Urnengrabes wie in der des sogen. „Brandgrubengrabes". Während im ersten Falle ein ziemlich großes Tongefäß Knochenreste, Waffen, Geräte und Schmuck des auf dem Scheiterhaufen verbrannten Toten umschließt, finden wir im Brandgrubengrabe die gesamten Rückstände des Scheiterhaufens mitsamt Knochen und Beigaben, sowie den zahlreichen, im Feuer des Scheiterhaufens zerplatzten kleineren Gefäßen frei im Boden beigesetzt. Je nach der Art der fast stets eisernen Beigaben können wir Männer- und Frauengräber unterscheiden, wobei die Männergräber sich besonders durch reichen Inhalt an Waffen auszeichnen,

[1]) Richtige Schreibweise mit „W" statt mit „V", vgl. neuerdings Glombowski in Altschles. Blätter, Breslau 1927, S. 82 ff.

während die Ausſtattung der Frauengräber etwas ärmlicher zu ſein pflegt. Von den Waffen (vgl. Abb. 1) überraſchen die in vollendeter Schmiedearbeit ausgeführten, häufig mit geätzten und gepunzten Muſtern bedeckten Lanzenſpitzen, lange zweiſchneidige Schwerter und halbrunde Schildbuckel. An Geräten kennen wir Haarzangen (Pinzetten), Meſſer, Scheren, Nähnadeln u. a., an Schmuck beſonders zahlreich die unſerer heutigen Sicherheitsnadel ſehr ähnlichen Fibeln (vgl. Abb. 1). Bei weitem überwiegt als Werkſtoff das Eiſen, demgegenüber bronzene Schmuckſachen erſt nach Chriſti Geburt häufiger werden. Wenig abwechſlungsreich iſt

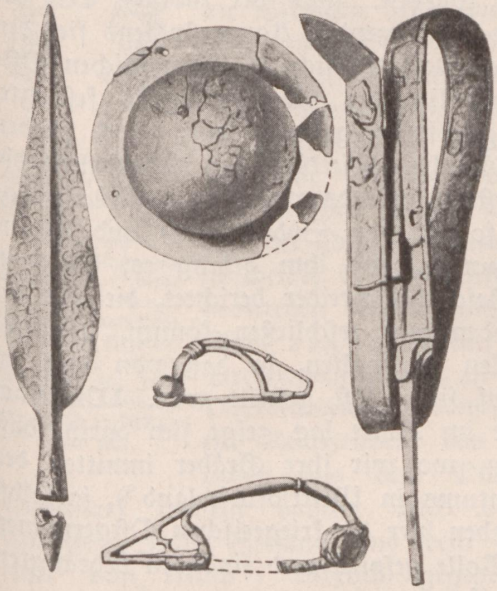

Abb. 1. Beigaben aus wandaliſchen Brandgräbern des 1. Jahrhunderts v. Chr. von Taubendorf, Kr. Neidenburg (Oſtpr.). Links: geätzte Lanzenſpitze; rechts: Schwert, zuſammengebogen; oben Mitte: Schildbuckel; unten: 2 Fibeln, alles aus Eiſen. Fibeln 1/3, das übrige 1/5 nat. Größe (nach Pruſſia-Berichte XXI, Taf. 4).

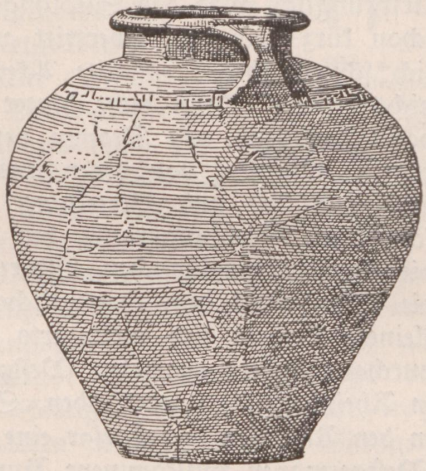

Abb. 2. Sogenannte „Krauſe" des 1. Jahrhunderts vor Chr. aus Schlawa, Kr. Freyſtadt (Schleſien). 1/5 natürl. Größe (nach Jahn in Schleſ. Vorzeit N. F. VIII).

die Keramik des 1. Jahrhunderts v. Chr., deren Hauptformen enghalſige „Krauſen" (Abb. 2) und weitmündige Becher ſind. Ihre Kennzeichen ſind der verdickte und facettierte Rand, die z-ähnliche Form des Henkels und eine gelegentlich auftretende ſpärliche Verzierung.

Gleichartige Funde treten urplötzlich mit dem Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr., der ſogen. Spätlatènezeit, in einem großen Teile Oſtdeutſchlands auf, von einer älteren einheimiſchen germaniſchen Kultur durch einen fundleren Zeitraum von etwa zwei Jahrhunderten und eine auffallende Verſchiedenartigkeit der Formen ſcharf getrennt. Aus dieſen Gründen nimmt man eine gleichzeitige Einwanderung großer Teile des wandaliſchen Stammesbundes nach Oſtdeutſchland an, wobei als Heimat mit guten Gründen Jütland [2]), vielleicht auch das ſüdliche Norwegen, angeſehen wird, wenn auch dieſe Frage noch ihrer endgültigen Löſung harrt. Das Kerngebiet der Wandalen haben wir zu dieſer Zeit an der mittleren Oder zu ſuchen, wo neben der Niederlauſitz in erſter Linie der nördlichere Teil Schleſiens bis in die Umgebung Breslaus, ſowie ein Teil

[2]) Hierauf deuten z. B. ſprachliche Gleichungen: Wendla und Vendſyſſel, Landſchaftsbezeichnungen in Jütland, werden mit dem Wandalennamen in Zuſammenhang gebracht.

von Posen besetzt und weiter schon der Bug erreicht wird, der bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. die Ostgrenze der Wandalen bildet. Die Einwanderung scheint ziemliche Kämpfe im Gefolge gehabt zu haben; denn in Mittelschlesien stießen die Wandalen auf Teile der keltischen Bojer, die schon etwa um 400 v. Chr. Oberschlesien und das fruchtbare Lößgebiet zwischen Oder und Sudeten von Böhmen her in Besitz genommen hatten. Keltische Erzeugnisse inmitten wandalischen Kulturgutes machen es wahrscheinlich, daß Teile des besiegten keltischen Stammes unter wandalische Herrschaft gelangten, wo sie, zwar politisch unfrei, als geschickte Handwerker geschätzt wurden. Auch der südliche Teil der früheren Provinz Posen und ein Teil des angrenzenden Kongreßpolens fiel den Wandalen anheim, während ihr östlichster Volksteil sich im südwestlichen Ostpreußen und im benachbarten Polen nördlich des Weichselbogens festsetzte. Ursprünglich wird das Siedlungsgebiet geschlossen gewesen sein; jedoch blieben schon kurz nach dem Übertritt auf die südliche Ostseeküste den Wandalen, die sich schnell über das weite Ackerland Ostdeutschlands verbreiteten, Rückschläge nicht erspart. Denn dicht hinter ihnen folgte, von Südschweden und Bornholm kommend, der Stamm der Burgunden, und ihm gelang es, sicher in harten Kämpfen, von denen uns kein Geschichtsschreiber berichtet, die wir jedoch aus Art und Verteilung der Bodenfunde erschließen können, den geschlossenen Siedlungsraum der Wandalen zu spalten, so daß von nun an die Gruppe im südlichen Ostpreußen auf sich selbst gestellt war. Wie stark die Wanderlust dem wandalischen Volke im Blute lag, zeigt sich darin, daß kleinere Trupps sich westwärts wandten, wo wir ihre Gräber inmitten des durchaus anders gearteten Westgermanentums in Mitteldeutschland[3]), ja selbst in Rheinhessen[4]) wiederfinden. Sicher haben hier die kriegerischen Ostgermanen in den Kämpfen mit Caesar eine große Rolle gespielt und sind den bedrängten Westgermanen willkommene Bundesgenossen gewesen.

Das nun folgende 1. Jahrhundert n. Chr. steht für den wandalischen Stammesbund in erster Linie im Zeichen der Kämpfe mit den um Christi Geburt in das untere Weichselgebiet eingedrungenen Goten, deren Erscheinen auf ostdeutschem Boden neue Erschütterungen nach kaum eingetretener Ruhe auslöste. Zusammen mit der am Weichselknie bei Thorn ansässigen östlichen Burgundengruppe erlagen jetzt die ostpreußischen Wandalen im Kampfe mit dem mächtigen Gotenvolke ihrem Schicksal. Getrennt von der Hauptmasse ihres Volkes, mußten sie sich der neuen Herrschaft beugen, oder sie gingen völlig zugrunde; denn die für sie charakteristischen Bodenfunde fehlen fortan. Der Hauptteil des wandalischen Volkes wurde dagegen erneut in heftige Kämpfe mit den vor den Goten nach Süden ausweichenden Burgunden verwickelt und gezwungen, die wandalisch gewordenen Teile der Mark Brandenburg einschließlich der Niederlausitz zu räumen. Für die verlorenen Gebiete entschädigten sich die Wandalen durch Oberschlesien und das südliche Polen bis an die Karpathen, wo in diesem und besonders im folgenden 2. Jahrhundert zahlreiche Funde wandalischen Charakters erscheinen. Gleichzeitig erhielten sie, etwa seit dem 1. vorchristlichen Jahrhundert in mehrere Teilstämme aufgespalten[5]), willkommenen Zuzug in den zu ihrer Kultgemeinschaft gehörenden Silingen, die vor-

[3]) Mannus XX, 1928, S. 186 ff. (Schulz).
[4]) Germania, KorrBl. d. Röm.-Germ. Kommission, IV, 1920, S. 75 ff. mit Abb. (Schumacher).
[5]) L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme I, 1910, S. 354.

wiegend in der Umgebung des Zobtenberges auf der linken Oderseite ansässig wurden.

Der silingische Stamm muß erst etwa 100 Jahre nach seinen Schwesterstämmen aus dem Norden aufgebrochen sein, was besonders an seiner andersartigen Bestattungsweise zu erkennen ist. Während nämlich die übrigen Wandalen an der alten Brandbestattung, zumeist in der Form des Urnengrabes, bis in das 4. Jahrhundert hinein festhalten und sich lediglich in den Einzelformen der allmählichen Veränderung des Zeitgeschmacks anpassen, haben die Silingen schon die von den Markomannen Böhmens zu den nördlich wohnenden germanischen Stämmen gekommene Skelettbestattung teilweise angenommen. So finden wir denn in Mittelschlesien neben Brandgrubengräbern eine geschlossene Gruppe von Skelettgräbern, deren waffenarmer Inhalt sich in vieler Hinsicht von dem der üblichen wandalischen Brandgräber unterscheidet. Neben Trinkhornbeschlägen (Abb. 3 b), bronzenen Riemenzungen, gewissen Fibelformen (Abb. 3 a), überhaupt einer Anzahl kleinerer Bronzegegenstände, ist vor allem das mehrfache Vorkommen von römischem Tafelgeschirr aus Bronze auffallend, ein Kennzeichen, das die silingischen Skelettgräber mit ähnlichen aus dem Odermündungsgebiete und vor allem aus Dänemark gemein haben. Auch die sprachliche Beziehung zwischen der dänischen Insel Seeland und dem Namen Silingen deutet vielleicht trotz einer von Much[6]) kürzlich gegebenen anderen Erklärung des Silingennamens auf engere Verwandtschaft beider Fundgruppen hin. Auch das Auftreten gewisser ostgermanischer Gefäßornamente, wie z. B. des doppelten Mäanders, in frühkaiserzeitlichen dänischen Gräbern bietet eine Stütze für die heute im allgemeinen herrschende Ansicht, in den Silingen einen aus Dänemark entlang der Oder eingewanderten Teilstamm des wandalischen Volkes zu sehen, und bestätigt so die schon oben begründete Herleitung der Wandalen aus dem nördlichen Dänemark.

a b

Abb. 3. Beigaben aus silingischen Skelettgräbern des 1. Jahrhunderts n. Chr. a) Augenfibel, b) Endbeschlag eines Trinkhorns, beide aus Bronze. 1/3 nat. Größe a) Jackschönau, Kreis Breslau, b) Reisau, Kreis Nimptsch (n. Jahn in Mannusbibliothek Nr. 22, S. 82, Abb. 12 und 13).

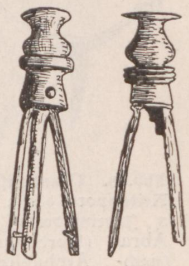

Abb. 4. Silingische Bronzebeschläge zweier Trinkhörner des 1. Jahrhunderts n. Chr. aus Seeland (Dänemark). 1/2 nat. Größe (nach Nordiske Fortidsminder II, 1, Abb. 21/22).

Von nun an scheint der silingische Stamm die Führung zum mindesten der schlesischen Wandalen übernommen zu haben. Tacitus, der ihn auch unter dem Namen Naharvalen kennt, — die Hasdingen werden auch als Victovalen bezeichnet — nennt ihn als den Bewahrer des wandalischen Volksheiligtums, das sich in einem heiligen Haine befand und dem Dienste einer Zwillingsgottheit Alcis geweiht war. Es spricht sehr viel dafür, dieses wandalische Heiligtum im Zobten zu sehen, der inmitten des silingischen Gebietes lag, und zu allen Zeiten der Vor- und Frühgeschichte für seine Umwohner von größter Bedeutung gewesen ist. Auch die silingischen Grabfunde aus Schlesien spiegeln in ihrem reichen Inhalt die Bedeutung des Stammes wider, unter ihnen besonders das Fürstengrab von Wichulla, Kr. Oppeln in Oberschlesien[7]), in dem ein voll-

[6]) Der Name Silingi, Altschlesien I, S. 117 ff.

[7]) Seger, Der Fund von Wichulla, Schles. Vorzeit in Bild und Schrift, VII, 1899, S. 413 ff.

ständiges, in römischer Werkstatt gefertigtes Trinkgeschirr aus Bronze und Silber, sicher der Schatz eines vornehmen Silingen, als Beigabe enthalten war.

Der östliche Teil der Wandalen, der Stamm der Hasdingen, hat sich dagegen offenbar dem silingischen Einfluß zu entziehen gewußt, wenn auch sein Königsgeschlecht aus mehreren Gründen von den Bewahrern des wandalischen Volksheiligtums auf dem Zobten abstammen dürfte. Die Hasdingen gehen politisch eigene Wege. Beunruhigt durch die aus Ostpreußen nach Südrußland abwandernden Goten und angelockt durch die Wirren der Markomannenkriege, unternehmen sie gegen Ende des 2. Jahrhunderts über die Karpathen einen großen Einfall nach Ungarn. Dort setzen sie sich im nördlichen Teile fest, aus dem wir von dieser Zeit an eine Reihe wandalischer Funde kennen, die besonders mit galizischen Grabfunden Ähnlichkeit besitzen (vgl. Abb. 5).

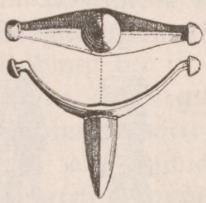

Abb. 5. Wandalischer Reitersporn des 2. bis 3. Jahrhunderts aus Abra (Nordungarn) (nach Archaelogiai Értesitö 1908, S. 260).

Die wandalische Kultur der ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderte zeigt innerhalb der ostgermanischen Gesamtentwicklung eine bewußte Eigenart. Im Grabbrauch bleibt, mit Ausnahme der bei den Silingen mehrfach vorkommenden Skelettbestattung, die Leichenverbrennung herrschend. Gleichfalls erhält sich die Sitte, zahlreiche Waffen den Männergräbern beizugeben, wobei stets die Lanze den Vorrang gegenüber dem Schwerte besitzt, wie sie überhaupt als Lieblingswaffe des Germanen angesehen werden kann. Äxte, die für die nördlich an die Wandalen angrenzenden Burgunden charakteristisch sind, fehlen vollständig. Die Schmucksachen der älteren römischen Kaiserzeit werden in Bronze und Eisen hergestellt, wobei allerdings die prächtiger wirkende Bronze den Vorzug erhält; eiserne Fibeln tragen häufig Silberdrahtauflagen (Abb. 7). Am stärksten erkennen wir das kulturelle Eigenleben des wandalischen Stammesbundes in seiner Keramik. Von ihren zahlreichen Formen verdienen die weitmündigen Schalen mit Standfuß und nach außen geknicktem Rande (Abb. 8) die höchste Beachtung. Sie tragen in beiden Jahrhunderten vielfach eine Verzierung in Form des Mäanderbandes oder „laufenden Hundes", wobei meist die ostgermanische Abart dieses in der frühen Kaiserzeit gemeingermanischen Ornamentmotivs auftritt und die Unterscheidung ost- und westgermanischer Mäandergefäße wesentlich erleichtert. Auffallend ist für jeden Kenner die große Gleichartigkeit der wandalischen Kulturprovinz, soweit auch ihre Verbreitung reicht, wie schon an den wenigen hier gezeigten Beispielen erkennbar wird.

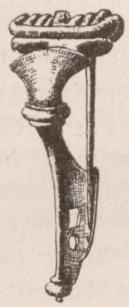

Abb. 6. Kräftig profilierte Bronzefibel des 1. Jahrhunderts n. Chr. aus Reinersdorf, Kr. Kreuzburg (Oberschlesien). 2/3 nat. Gr. (nach Jahn in Präh. Zeitschr. X, 1918, S. 81 Abb. 1).

Abb. 7. Eiserne Fibel mit Silberfadenbelag (2. Jahrhundert nach Chr.) aus Cosel, Kreis Breslau. 2/3 nat. Größe (nach Jahn in Schles. Vorzeit, N. F. VIII).

Der germanische Charakter der ostdeutschen und südpolnischen Bodenfunde aus der römischen Kaiserzeit ist bis vor kurzem ernstlich nie in Zweifel gezogen worden. Erst der Posener Universitätsprofessor für Vorgeschichte J. Kostrzewski versucht seit einigen Jahren den ostgermanischen Kulturen, besonders Posens und weiter Teile Polens, die ihnen zukommende Bedeutung zu nehmen und geht dabei auf drei Wegen vor. Zunächst nimmt er für die kaiserzeitliche Keramik eine starke

Beeinfluſſung durch Gefäßformen an, die der Bronzezeit und älteſten Eiſenzeit Oſtdeutſchlands eigentümlich ſind und meiſt unter dem Namen „Lauſitzer Kultur“ zuſammengefaßt werden. Um nun eine Verknüpfung beider Fundgruppen wahrſcheinlich machen zu können, deren jüngſtes bzw. älteſtes Auftreten durch einen

Abb. 8. Tongefäß aus einem ſilingiſchen Skelettgrabe des 1. Jahrhunderts n. Chr. aus Jäſchwitz, Kr. Nimptſch (Schleſien). 1/8 nat. Größe (nach Jahn in Schleſ. Vorzeit, N. F. VIII).

Abb. 9. Tongefäß des 2. Jahrhunderts n. Chr. aus Bozejewice, Kreis Strelno (Poſen). 1/8 nat. Größe (nach Poſener Album IV, Taf. 64, 8).

Zeitraum von mindeſtens vier Jahrhunderten getrennt iſt, greift er auf die in der jüngſten „Lauſitzer Kultur“ vereinzelt auftretenden Grabformen des „Brandſchüttungsgrabes“ und „Brandgrubengrabes“ zurück, die gerade bei den Wandalen während ihrer Seßhaftigkeit in Oſtdeutſchland und Polen ſehr beliebt ſind. Dabei wird allerdings von Koſtrzewski verſchwiegen, daß beide ihren gemeinſamen Urſprung in der frühbeiſenzeitlichen Kultur des Oſtalpengebietes beſitzen, ſchon gleichzeitig mit dem Ende der jüngſten Lauſitzer Kultur in der zwar germaniſchen, aber vorwandaliſchen — wohl baſtarniſchen — Kultur Oſtdeutſchlands und Polens um 500 vor Chr. auftreten und ihre Blütezeit von etwa 300 bis 100 vor Chr. bei den Burgunden auf Bornholm erleben. Die Wandalen müſſen entweder gleichzeitig mit den Burgunden oder nach deren Eindringen in Nordoſtdeutſchland (um 150 vor Chr.) mit der neuen Grabſitte Bekanntſchaft gemacht haben. Mit dieſer Feſtſtellung fällt aber die Behauptung Koſtrzewskis, während der ganzen Dauer der oſtgermaniſchen Herrſchaft in Oſtdeutſchland und Polen hätte die germaniſche Kultur nur einer kleinen Bevölkerungsgruppe zugehört, wogegen beträchtliche Reſte einer ungermaniſchen Unterſchicht die alte „Lauſitzer Kultur“ weiterbewahrt habe. Dieſe Unterſchicht glaubt er aber in der mehrfach genannten Grabſitte wiederzuerkennen, während eindeutige archäologiſche Beweiſe für ihr Vorhandenſein bis heute vollſtändig fehlen, wie es von deutſchen, und auch beſonnenen polniſchen Forſchern (Antoniewicz-Warſchau z. B.) in jüngſter Zeit erſt wieder mehrfach ausgeſprochen iſt. Der mit bewundernswerter Hartnäckigkeit, jedoch ohne Erfolg ſtets von neuem unternommene Verſuch Koſtrzewskis und ſeiner Schule wird aber erſt erklärlich durch einen zweiten Fehlſchluß. Die ſogenannte „Lauſitzer Kultur“ hält man in Polen nämlich für — ſlawiſch! Der Zweck leuchtet ein; wenn dieſe Behauptung zuträfe, hätten wir in Oſtdeutſchland und Böhmen ſeit der II. Periode der Bronzezeit (etwa 1600 bis 1400 vor Chr.) mit Slawen zu rechnen, die ſeit dem 5. Jahrhundert vor Chr. „vorübergehend“ von den verſchiedenſten oſtgermaniſchen Stämmen „überlagert“ worden wären, um nach deren Abwanderung in den Süden und Weſten ihre Freiheit zurückzugewinnen, fürwahr ein Rechtsanſpruch des Slawentums auf

Ostdeutschland, dessen Alter schon dreieinhalb Jahrtausende betrüge! Nun steht aber Kostrzewski und die Mehrzahl der polnischen Vorgeschichtsforscher mit dieser ihrer — bisher nur behaupteten, jedoch unbewiesenen — Ansicht im Gegensatz nicht nur zur deutschen Forschung, die das Volkstum der Träger der „Lausitzer

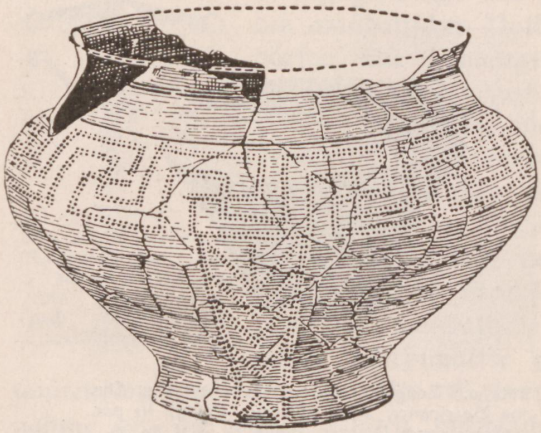

Abb. 10. Mäanderurne des 2. Jahrhunderts nach Chr. aus Nostwitz, Kr. Glogau (Schlesien). 1/4 natürl. Größe (nach Jahn in Schles. Vorzeit, N. F. VIII).

Abb. 11. Fußschale des 2. Jahrhunderts nach Chr. von dem Gräberfeld von Przeworsk (Galizien) (nach Hadaczek, Teka Konserwatorska III, Taf. P, 23).

Kultur“ zum überwiegenden Teil als illyrisch oder thrakisch ansieht, sondern auch zu tschechischen und englischen Gelehrten, nachdem noch vor einigen Jahren Stimmen im Sinne der polnischen These laut geworden waren. Die Slawentheorie Kostrzewskis und die Versuche, die rein germanische Besiedlung Ostdeutschlands und Polens von etwa 500 vor Chr. bis 400 nach Chr. abzuleugnen oder in ihrer Bedeutung zu schmälern, kämpfen heute einen von Tag zu Tag aussichtsloser werdenden Kampf um ihre Geltung[8]).

Während die wandalische Kultur des 1. und 2. Jahrhunderts nach Chr. starke Beziehungen zur vorchristlichen Zeit zeigt, ändert sich ihr Gesicht im 3. und 4. Jahrhundert, die man meist unter dem Namen „jüngere römische Kaiserzeit“ zusammenfaßt, recht beträchtlich. Nicht so sehr die Ansiedlung großer Teile der Hasdingen im nördlichen Ungarn — die Funde des Gräberfeldes von Przeworsk in Gazilien[9]) reichen bis in das volle 3. Jahrhundert hinein und beweisen dadurch, daß größere Reste von ihnen nördlich der Karpathen zurückgeblieben sind —, sondern besonders die zu dieser Zeit erfolgte Aufrichtung und erste Blüte des gotischen Reiches in Südrußland hat eine große Wirkung gerade auch auf die wandalische Kultur gehabt. Die zu dieser Zeit bei den Goten erfolgte Verarbeitung des aus Nordostdeutschland mitgebrachten Kulturgutes mit vorgefundenen älteren Formen hat zu einer durchaus neuartigen Entwicklung geführt, die nach der Prachtentfaltung der älteren gotischen Kultur West- und Ostpreußens einen von dieser unterschiedlichen, mit Recht so bezeichneten „gotischen Kulturstrom“ zum Ge-

---

[8]) Eine zusammenfassende Darstellung über Arbeitsweise und Ergebnisse der Schule Kostrzewskis erscheint in diesen Tagen als Sonderheft des Ostlandinstituts, Danzig, und stammt aus der Feder des bekannten oberschlesischen Denkmalpflegers und Vorgeschichtsforschers Dr. Bolko von Richthofen.

[9]) Hadaczek, Cmentarzysko cialopalne kolo Przeworska, Teka Konserwatorska, Bd. III, 2, Lemberg 1909. — Daraus unsere Abb. 11, 12.

folge hat. Seine Spuren lassen sich in der gesamten germanischen Stilentwicklung nachweisen, wo sie im allgemeinen zu einem strenger wirkenden Formenkreise führen, und treten auch besonders auf wandalischem Gebiete deutlich in Erscheinung. Hier finden wir zu dieser Zeit in der Fibel „mit ungeschlagenem Fuß" (Abb. 13) eine neu aufkommende Schmuckform, deren Weiterentwicklung zu den prächtigen Dreirollenfibeln der Fürstengräber von Sacrau, Kreis Oels (Abb. 14), führt. Neben ihnen zeugen die bei den Wandalen sonst seltenen Perlenketten, die in Norddeutschland dagegen seit Christi Geburt zahlreich erscheinen, von Beziehungen namentlich zu den gerade in dieser Zeit südostwärts wandernden Gepiden, deren Gebiet im 2. und zu Beginn des 3. Jahrhunderts nördlich an das wandalische angrenzt. Vor allem aber treten andersartige Gefäßformen auf, unter denen eine auffallend grobe und andererseits sehr feine keramische Gruppe unterschieden werden kann. Die feineren Stücke sind nun schon häufig auf der Töpferscheibe hergestellt und zeigen in ihren Ornamenten einen gewissen Abbruch der Entwicklung — so verschwindet der Mäander vollständig —, wenn auch die Gesamtform der alten Fußschale im allgemeinen beibehalten wird (Abb. 15). Die Waffen zeigen dagegen engere Anlehnung an frühere Typen (Abb. 17); so treten jetzt noch einmal verzierte Lanzenspitzen mehrfach auf. Gänzlich neue Vertreter sehen wir dann in den Gefäßformen des 4. Jahrhunderts n. Chr., der „Krause" mit breitem Rand und reichen Ornamenten, von denen die Wellenlinie wohl auf provinzialrömische Motive zurückgehen dürfte, sowie den weitmündigen Schalen, die häufig eine nach gotischer Manier eingeglättete Verzierung besitzen. Gleichzeitig gewinnt die Skelettbestattung große Bedeutung, wenngleich die alte Sitte der Leichenverbrennung nicht vollständig verschwindet. Der große Reichtum der damaligen Zeit, der als Beweis für die große politische Macht des Wandalenreiches anzusehen ist, wird in den reichen Gräbern von Sacrau, Kr. Oels, offenbar, die neben eingeführtem römischem Kulturgut Prachtstücke germanischer Goldschmiedekunst enthalten. Ihnen, die wir den Silingen zuschreiben können, entsprechen auf hasdingischer Seite ähnlich zusammengesetzte Funde von Osztrópataka in Nordungarn (Abb. 16). Die gerade aus dieser Zeit überraschend zahlreichen Funde aus Schlesien — besonders Oberschlesien (vgl. Abb. 17) — und Polen bezeugen eine beträchtliche Volkszahl, gegen die das plötzliche Abbrechen der archäologischen Funde in der nun folgenden Zeit doppelt scharf absticht.

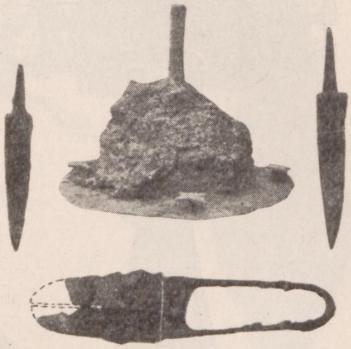

Abb. 12. Eisenbeigaben aus dem wandalischen Brandgräberfeld des 3. Jahrhunderts n. Chr. von Przeworsk (Galizien); links und rechts: Messer; Mitte oben: Stangenschildbuckel; unten: Schere (nach Hadaczek, Teka Konserwatorska III, Taf. D. u. E.)

Abb. 13. Fibel mit umgeschlagenem Fuß des 3. u. 4. Jahrhunderts n. Chr. aus Gr. Tinz, Kr. Streblen. 1/2 n. Größe (n. Jahn in Schles. Vorzeit, N. F. VIII).

Abb. 15. Fußschale des 3. Jahrhunderts nach Chr. aus Juppendorf, Kr. Guhrau (Schles.). 1/4 nat. Größe (nach Jahn in Schles. Vorzeit, N. F. VIII).

Das plötzliche Verschwinden einer Kultur ist für den Archäologen im allgemeinen der Beweis einer Abwanderung des zugehörigen Volkes. Für die

Wandalen steht diese Annahme in Übereinstimmung mit den geschichtlichen Quellen, die uns von der im Jahre 400 n. Chr. unter Führung des Königs

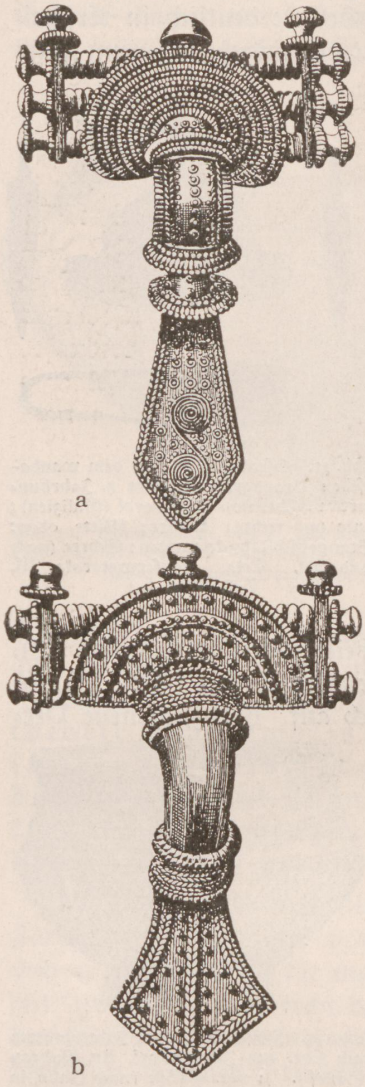

Abb. 14. Goldfibeln des 4. Jahrhunderts nach Chr. aus den Fürstengräbern von Sacrau, Kreis Oels (Schles.). 1/1 nat. Größe. a aus C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland. S. 283. Druckstock vom Verlag R. Oldenbourg zur Verfügung gestellt. — b nach G. Kossinna, Die Deutsche Vorgeschichte, 4. Aufl. 1928, Abb. 301.

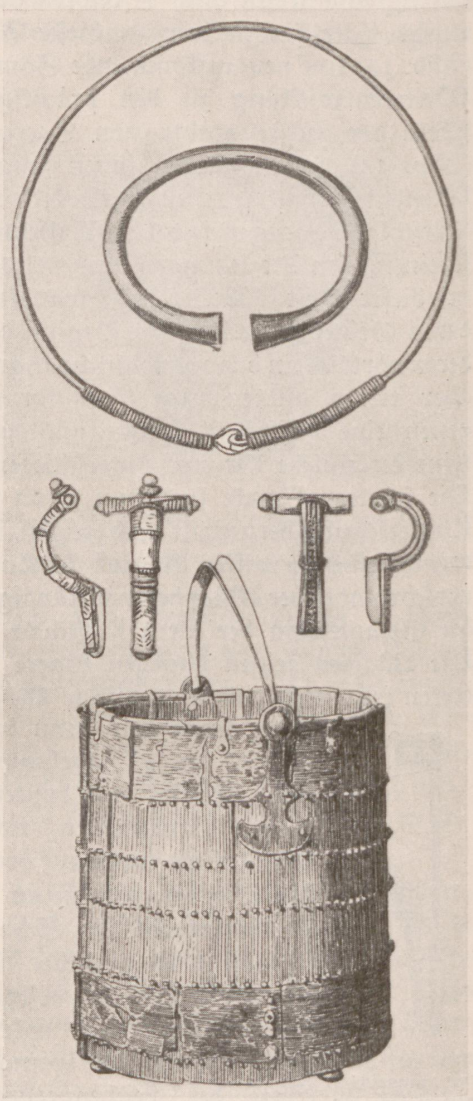

Abb. 16. Beigaben aus dem Fund von Osztrópataka (Nordungarn) des 4. Jahrhunderts nach Chr. Oben: Hals- und Armring (Gold); Mitte: 2 Fibeln, links Silber, rechts Gold; unten: Holzeimer mit Bronzebeschlag (nach Hampel, Schatz des Attila).

Godegisel erfolgten Auswanderung beider Wandalenstämme aus Ungarn und Schlesien-Polen berichten. Nur geringe Reste können zurückgeblieben sein, von denen silingische Bevölkerungsteile den erst mehrere hundert Jahre später einwandernden slawischen Stämmen den Namen Schlesien (Silingengau) vererbten, während wir die Hasdingen an der Theiß noch im Verkehr mit dem Hauptvolke sehen, als dieses schon im Begriff steht, nach Nordafrika überzusetzen. Von nun an kündet uns die Geschichte die Schicksale der Wandalen, deren Stämme, nach ihrer Vereinigung an der Mainmündung durch ganz Gallien

wandernd, 409 in Spanien eindringen. Hier finden die Silingen in den Jahren 416—418 im Bruderkampfe mit den Westgoten ihren Untergang, während die

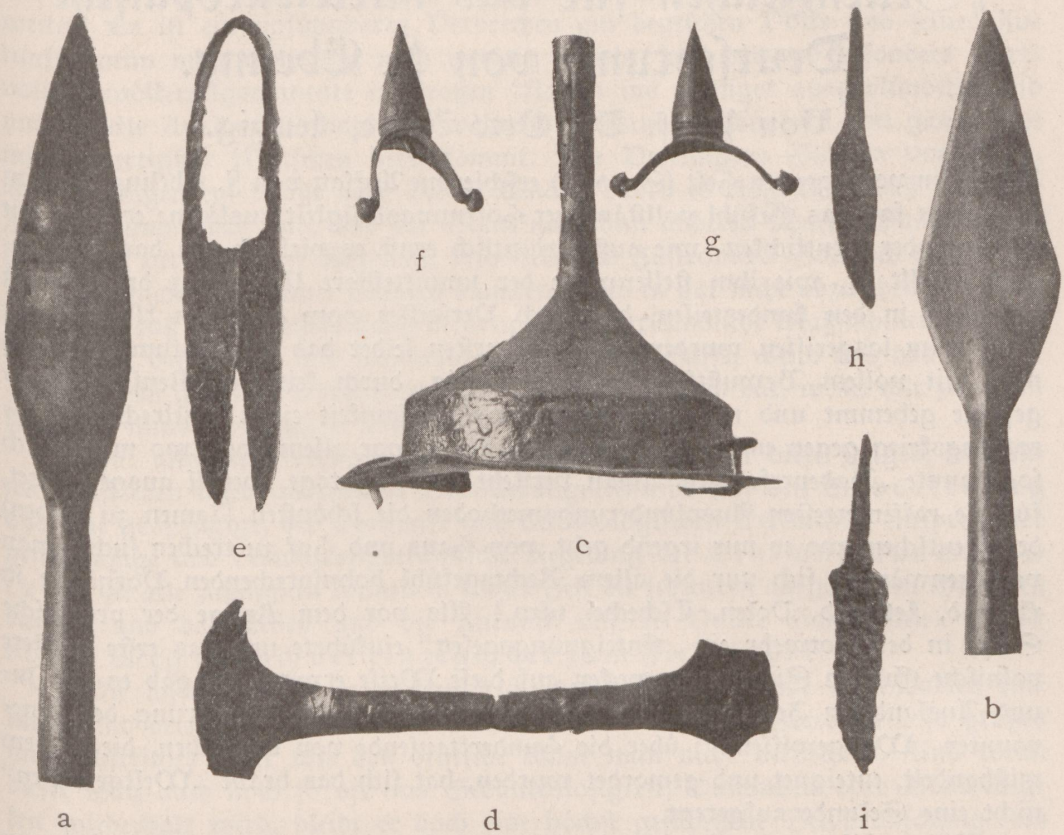

Abb. 17. Eisenbeigaben aus einem wandalischen Reitergrabe des 3. Jahrhunderts nach Chr. aus Chorulla, Kreis Gr. Strehlitz (Oberschlesien). a, b Lanzenspitzen, c Schildbuckel, d Schildgriff, e Schere, f, g Sporen, h, i Messer; alles aus Eisen und in 1/3 nat. Größe. Druckstöcke zu Abb. 6 und 17 von der oberschlesischen Provinzialdenkmalpflege für Bodenaltertümer zur Verfügung gestellt.

Hasdingen, nun schlechthin als Wandalen bezeichnet, ein mächtiges Reich in Nordafrika gründen, das 533 dem Ansturm des oströmischen Reiches infolge des mangelnden Zusammenhaltes unter den germanischen Reichen der Völkerwanderungszeit und der verweichlichenden Zivilisation des Südens erliegt. Bis zuletzt finden wir den Stamm in kraftvoller Geschlossenheit wieder, ein Jahrhundert lang von den Bewohnern der Mittelmeerküsten als der Schrecken des Meeres gefürchtet. Im ganzen genommen ist die Geschichte des wandalischen Volkes, wie wir sie aus geschichtlichen Überlieferungen und dem archäologischen Fundstoff lesen können, eine der erschütternden Tragödien, in denen edelstes germanisches Volkstum, losgelöst von dem heimatlichen Boden nach überraschend großartiger Staatenbildung jäh zugrunde ging.

Wichtigstes Schrifttum: M. Jahn, Zur Herkunft der schlesischen Wandalen, Mannus-Bibliothek Nr. 22, 1922, S. 78 ff. M. Jahn, Die Gliederung der wandalischen Kultur in Schlesien, Schles. Vorzeit in Bild und Schrift, N. F. VIII, 1924, S. 20 ff. L. Schmidt, Geschichte der Wandalen, Leipzig 1901. K. Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien, Vorgeschichtliche Forschungen, Bd. I, 2. Berlin 1925.

Bemerkungen zum Aufsatz „Sturmzeichen für das mitteleuropäische Deutschtum" von F. Ebeling.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

Der im vorliegenden Heft (S. 25 ff.) erschienene Aufsatz von F. Ebeling kann im Leser fast das Gefühl vollständiger Hoffnungslosigkeit auslösen; er zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie außerordentlich ernst es vielfach um das Deutschtum bestellt ist, wie ihm stellenweise der unmittelbare Untergang droht, ganz besonders in den Landesteilen, die durch Versailles vom deutschen Mutterlande gewaltsam losgerissen wurden. Am schwersten leidet das Deutschtum dort, wo man mit vollem Bewußtsein und planmäßig, durch keinerlei Menschlichkeitsgefühle gehemmt und mit schonungsloser Grausamkeit einen regelrechten Ausrottungskrieg gegen unsere Volksgenossen führt, vor allem dort, wo man durch sogenannte „Bodenreformen" (man versteht es heutzutage überall ausgezeichnet, für die raffiniertesten Ausplünderungsmethoden die schönsten Namen zu finden) den Deutschen, wo es nur irgend geht, von Haus und Hof zu treiben sucht; man vergegenwärtige sich nur die allem Rechtsgefühl hohnsprechenden Vorgänge in Estland, Lettland, Polen, Tschechei usw.! Als vor dem Kriege der preußische Staat in der Notwehr ein „Enteignungsgesetz" einführte und das erste größere polnische Gut zu Siedelungszwecken auf diese Weise erwarb, da gab es im In- und Ausland, in Zeitungen und Parlamenten eine wilde Empörung des sogenannten „Weltgewissens"; über die Hunderttausende von Deutschen, die seitdem mißhandelt, enteignet und gemordet wurden, hat sich das brave „Weltgewissen" nicht eine Sekunde aufgeregt.

Wir müssen uns also unbedingt darüber klar sein, daß es zahllose Faktoren gibt, die das Deutschtum auf alle nur mögliche Weise zu unterdrücken und zu vernichten streben; und der starke auf unsern Volksgenossen lastende Druck führt automatisch zur Verringerung des Nachwuchses, und — wenn die Dinge ungehindert so weiter laufen — in kurzer Zeit zur Vernichtung wertvoller deutscher Bevölkerungen.

Und trotz alledem liegt für einen hoffnungslosen Pessimismus noch keine Veranlassung vor; die Gefahr ist erkannt und wir kennen auch das Mittel, mit der sie zu bekämpfen und zu besiegen ist: die Erbgesundheitslehre (die auch als Rassenhygiene oder Eugenik bezeichnet wird), also eine bewußte Bevölkerungspolitik. Nicht nur die jetzt besonders gefährdeten Grenz- und Auslandsdeutschen, sondern alle Volksgenossen, die fähig sind, diese Dinge zu begreifen, und vor allem die verantwortlichen Regierungsstellen haben die selbstverständliche nationale Pflicht, gegen das drohende Unheil alle nur irgend tauglichen Maßnahmen zu ergreifen. Es handelt sich vor allem darum, die gefährdeten deutschen Gruppen moralisch und wirtschaftlich zu stärken, damit sie an Widerstandskraft gewinnen. Weiter muß es zur Allgemeinüberzeugung des deutschen Volkes werden, daß ohne eine ausreichende Zahl von Geburten (wobei noch wichtiger als die Zahl die Qualität des Nachwuchses ist!) jedes Volk unrettbar dem Untergange geweiht ist: „Geburtensieg" hat die Parole zu sein! Und endlich müssen so viel Volksgenossen wie nur irgend möglich, müssen selbst die schwerfälligsten

Instanzen zu der Erkenntnis gebracht werden, daß endlich einmal Ein- und Auswanderung nach vernunftgemäßen und eugenischen Gesichtspunkten geregelt werden müssen! Der bisherige einfach unglaubliche Schlendrian geht wirklich nicht weiter! Es ist ein unsühnbares Verbrechen am deutschen Volke und seiner Zukunft, wenn man weiterhin noch untätig zusieht, wie dauernd besonders wertvolle Bevölkerungselemente in großen Massen ins weniger ausgeplünderte und unterdrückte Ausland abwandern, während aus anderen Ländern eine ganze Flut minderwertigster Menschen hereinkommt. Die Vereinigten Staaten vor allem, aber in steigendem Maße auch andere Länder, haben es eingesehen, daß derartige Zustände unhaltbar sind, und ein Staat nach dem anderen schafft Wanderungsgesetze zur vernünftigen Regelung besonders des Zustromes. Soll sich ausgerechnet Deutschland für immer dadurch blamieren und in gar nicht abzusehender Weise schädigen, daß es als letztes Land derartige selbstverständliche Maßnahmen ergreift, daß es erst dann Ein- und Auswanderungsgesetze schafft, wenn uns das gesamte Ausland sein ganzes Verbrechertum auf den Hals geladen hat, wenn wir zu einem Museum minderwertigster Menschheit geworden sind?

Also: allgemein verbreitetes Verständnis für all diese Fragen, bewußtes Hinstreben aller wertvollen Bevölkerungselemente auf den Geburtensieg und eine großzügige, der Vernunft und der biologischen Erkenntnis entsprechende gesetzmäßige und verwaltungstechnische Regelung der Ein- und Auswanderung, sie alle zusammen können in kurzer Zeit die schweren aufgezeigten Gefahren bannen und das Leben und die Zukunft unseres Volkes sicherstellen! Aber dieser Weg ist auch der einzige, der zum Ziele führt!

Wir lassen uns heute gar zu leicht durch allerlei schöne Redensarten einlullen und betäuben, wie durch das leider weit verbreitete Gerede: ein so großes und zahlreiches Volk wie das deutsche könne man nicht vernichten. Und wenn dieser Satz auch noch so oft aus Gedankenlosigkeit, Dummheit oder Böswilligkeit wiederholt wird, bleibt er doch eine höchst gefährliche Selbsttäuschung: ein 100 Millionen-Volk kann ebenso zugrunde gehen, wie ein kleines, wenn es keinen Ausdehnungsdrang und keinen Charakter mehr besitzt! Unwiderlegbare mathematische Überlegungen und Feststellungen, wie sie der Aufsatz von F. Ebeling trifft, beweisen das. Das deutsche Volk ist in der Tat in größter Gefahr, und die jetzt lebende Generation trifft die Verantwortung für Leben oder Tod!

Ein Amerikaner über Eugenik.

Der sittliche Leitgedanke einer erbgesetzlichen Auslegung der Weltgeschichte gilt unserer Zeit und unserem Geschlecht und steht im vollen Einklang mit dem wahren Geist der modernen eugenischen Bewegung im Hinblick auf die Vaterlandsliebe, das heißt die Erhaltung und Entfaltung der besten Erbkräfte in geistiger, sittlicher, verstandesmäßiger und körperlicher Hinsicht für unser Vaterland.

Professor H. F. Osborn (Columbia-Universität) im Vorwort zu Madison Grant, Der Untergang der großen Rasse. (Übertragen von Prof. R. Polland.) J. F. Lehmanns Verlag, München.

Das Bürstenbindergewerbe in Alt-München.

Von Dr. Gustav Wulz, München.

Die Ausübung des Bürstenbindergewerbes läßt sich in München auf mehr als ein halbes Jahrtausend zurück nachweisen. Der erste mit seinem Namen bekannte Bürstenbinder ist Konrad Eckhardt, der im Jahre 1440 in der Althamgasse wohnte. Vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 18. betrug die Zahl der Bürstenmacherwerkstätten stets drei. Nur einmal, während des 30jährigen Krieges, gab es in München nur einen einzigen Bürstenbinder, da die beiden andern Bürstenbinderwerkstätten durch den Tod ihrer Besitzer verödet waren. Im 19. Jahrhundert nahm das Gewerbe einen erfreulichen Aufschwung; heute bildet es einen wichtigen Bestandteil der Münchener Industrie.

Am Anfang jeder Handwerkerlaufbahn steht die Zeit des Lernens. Darum sei bei der Schilderung des Münchner Bürstenbindergewerbes mit dem Lehrling begonnen.

War der Vater selbst Bürstenmacher, so lernte der Sohn meistens bei ihm; übte der Vater aber ein anderes Gewerbe aus, so mußte er einen Bürstenbindermeister ersuchen, daß er sich seines Sohnes annehme und ihn in die Geheimnisse seiner Kunst einweihe. Mit einer gewissen Feierlichkeit erfolgten die Unterhandlungen, in denen sich der Vater zur Bezahlung eines Kost- und Lehrgeldes und der Meister dazu verpflichtete, aus dem ihm anvertrauten Zögling einen tüchtigen Bürstenbinder zu machen und ihn mit Kost und Logis gut zu halten. Diese Vereinbarungen waren von großer Wichtigkeit; denn hinterher gab es nicht allzu selten Streitigkeiten. So kam es vor, daß der Vater des Lehrjungen das Kostgeld nicht mehr bezahlen wollte, weil er der Ansicht war, daß sein Sohn nach zwei Jahren eifrigen Lernens die Bürstenbinderei, deren Erlernung an und für sich keine besondere „Hirnrissigkeit" erfordere, in solchem Maße beherrsche, daß er für seinen Meister eine wertvolle Arbeitskraft darstelle und sich dadurch sein tägliches Brot leicht verdiene. Der Meister aber, gestützt auf den geschlossenen Vertrag, behauptete nicht auf das Kostgeld verzichten zu können, zumal „der Pursch einem außerordentlichen Fraß ergeben" sei.

Über die Lehrzeit selbst ist nicht viel zu sagen. Ob sie sich für den Lehrling, der nun vier lange Jahre ganz und gar der Macht seines Lehrherrn ausgeliefert war, erfreulich gestaltete oder nicht, hing ab vom Naturell des Meisters, der Meisterin und der vorhandenen Gesellen, wie auch von seinem eigenen. Da aber das Bürstenbindergewerbe nicht sonderlich einträglich war, so wird im allgemeinen die Kost eher schmal als reichlich und die Anforderung an die Arbeitsleistung des Lehrjungen eher groß als klein gewesen sein. Der Tag, an dem die Lehrzeit ihr Ende nahm, war jedenfalls für jeden Lehrjungen, ganz gleich, ob er bei seinem Vater oder bei einem fremden Meister lernte, ein Freudentag; denn er brachte die goldene Freiheit.

Im 17. Jahrhundert war es in München Sitte, daß der Lehrling nach Abschluß der Lehrzeit noch 14 Tage bei seinem Meister gegen Entgelt arbeitete, worauf ihm dieser den „Gruß" oder „Abschied" ausfolgte. Auf Antrag des Meisters wurde der Lehrling dann von der Zunft zum Gesellen gesprochen und ihm ein Lehrbrief ausgestellt, für den er, wenn er nicht Meisterssohn war, zu bezahlen hatte. Das Bürstenbinderhandwerk zu Steyer in Oberösterreich verlangte z. B. im Jahre 1659 für die Ausstellung eines Lehrbriefes 4 Dukaten.

Später, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Zahl der Bürstenmacher in München immer größer wurde, nahmen auch die älteren Gesellen des Handwerks das Recht für sich in Anspruch, den soeben entlassenen Lehrling vor ihr Forum zu zitieren und ihn förmlich als ihresgleichen anzuerkennen. Dieses „Gesellensprechen" erfolgte auf der Herberge der Bürstenbindergesellen, die bis 1843 beim „Kochwirt", dann beim „Spöckmaier" in der Rosengasse, schließlich seit 1846 im „goldenen Kranz" in der Sendlingergasse war. Als im Jahre 1840 der Altgeselle der Bürstenmacher, Wolfgang Stettner, von den Behörden aufgefordert wurde, einen Bericht über diesen Brauch zu geben, schilderte er ihn mit diesen Worten:

„Das sogenannte Gesellensprechen besteht dahier bey Bürstenmachern darin, daß der neuangehende Geselle, sobald er nemlich förmlich ausgelernt und von der Lehre freygesprochen ist, auch von den alten Gesellen als Geselle anerkannt, und ihm darüber ein Gesellenschein ausgefertigt wird. Vor Ausfertigung dieses Scheines hat der angehende Geselle 5 Gulden oder, wenn er arm ist, auch weniger oder selbst gar nichts zu entrichten. Von diesem Gelde wird Bier, Brod, Braten und Salat angeschafft, und wenn der Geselle arm ist, nur Bier getrunken; und hierbey wird mit den alten Gesellen Bruderschaft getrunken.

Durch dieses Gesellensprechen soll eigentlich nur der Anspruch auf Bruderschaft und das wärmere Bruderwort „Du" mit allen Bürstenbindergesellen aller deutschen Länder begründet werden. Es wird hiezu kein Geselle gezwungen; im Gegentheile werden diejenigen, welche sich während der Lehrzeit nicht gut aufgeführt haben, davon ausgeschlossen. Es ist darum der Gesellenschein gleichsam ein Empfehlungsschreiben zur Wanderschaft. Diese Sitte besteht in allen Ländern; ich weiß es von Österreich, Ungarn, Preußen, Dänemark, Deutsch-Frankreich, Schweitz usw."

Nach der Lehrzeit folgte also nun die Wanderzeit, von der ein Handwerker nur aus ganz schwerwiegenden Gründen befreit werden konnte. Sie erstreckte sich über mehrere Jahre und führte den jungen Gesellen in aller Herren Länder, wobei er vielleicht mehr Gelegenheit hatte etwas zu sehen und zu lernen als der Handwerker von heute. Die Münchner wanderten im 17. und 18. Jahrhundert besonders gerne in die österreichischen Erblande. Umgekehrt lieferte Österreich einen besonders hohen Prozentsatz der in München ansässig gewordenen Bürstenbinder. Der Grund hiefür ist wohl darin zu suchen, daß die Bevölkerung Österreichs und Bayerns ihrer Stammesart und vor allem ihrer Konfession nach sich besonders nahe standen. Es kam aber auch vor, daß die Münchner in protestantische Gebiete wanderten, wie andrerseits auch mehrere Nürnberger und ein Sachse nach München kamen und sich da, nachdem sie katholisch geworden waren, als Bürstenbinder niederließen.

Hatte ein Geselle die vorgeschriebene Wanderzeit hinter sich, so trachtete er danach, Meister zu werden und sich selbständig zu machen. Es war aber fast die Regel, daß die wandernden Bürstenbindergesellen nicht in ihre Heimat zurückkehrten, sondern sich draußen in der Fremde einen eigenen Herd gründeten. Von den Münchner Bürstenbindern des 16.—18. Jahrhunderts waren, soweit ihre Herkunft bekannt ist, nur vier aus München, zwei aus dem übrigen damaligen Bayern. Dreizehn waren Ausländer, unter denen die Österreicher mit sieben Mann an der Spitze standen. Dabei waren aber von sämtlichen Münchner Bürstenbindern nachweislich nur zwei *keine* Bürstenmachersöhne. Die Söhne also verzichteten fast regelmäßig darauf, die Werkstatt des Vaters zu übernehmen. Tat-

sächlich ging bis zum Jahre 1800 in München die Gerechtsame, das Recht, das Bürstenbinderhandwerk auszuüben, nur ein einziges Mal an den Sohn des Vorbesitzers über, zweimal allerdings an den Stiefsohn.

Aber auch die Töchter der Bürstenbinder waren nicht diejenigen, die die Gerechtigkeit an den Nachfolger brachten. Daß Münchner Bürstenbindertöchter sich mit Bürstenbindern verheirateten, war zwar ziemlich häufig, aber nur zweimal war damit eine Übergabe des väterlichen Geschäfts an den Schwiegersohn verbunden. Ein Verkauf der Gerechtsame erfolgte in München nie.

Wie also kam der Münchner Bürstenbinder zu einer der drei vorhandenen Gerechtigkeiten? Da ist es nun ganz eigenartig, daß es fast stets die Witwe eines Meisters war, die dem bei ihr oder bei einem der beiden andern Meister arbeitenden Gesellen die Möglichkeit gab, durch Einheirat zur selbständigen Ausübung des Handwerks zu gelangen. Bei solchen Eheschließungen mußten natürlich die Gefühle des Herzens hinter die Erwägungen des Verstandes zurücktreten. Die Witwe hatte das größe Interesse daran, daß das sie und ihre Kinder ernährende Gewerbe weitergeführt wurde; sie sah in erster Linie darauf, daß ihr künftiger Ehegatte ein tüchtiger Arbeiter war und vielleicht auch etwas Vermögen mit in die Ehe brachte, um die Kinder des ersten Mannes einmal mit ihren Erbansprüchen abfinden zu können. Der Geselle seinerseits wollte sich die günstige Gelegenheit, selbständig zu werden, nicht entgehen lassen und nahm um diesen Preis die etwas verblaßte Schönheit der meist nicht mehr ganz jungen Witwe in Kauf. Im Stillen rechnete er vielleicht auch manchmal damit, daß er seine Frau überleben werde und dann bei einer zweiten Ehewahl mehr dem Herzen als der Vernunft folgen könne.

Tatsächlich war es fast die Regel, daß die Frau vor dem Manne starb; sie war ja meist beträchtlich älter und überdies bis in das fünfte Jahrzehnt ihres Lebens hinein dauernd den Gefahren des Kindbetts ausgesetzt. Der Witwer, der für sich eine Frau, für die Kinder eine Mutter, für die Werkstatt eine Meisterin brauchte, mußte danach trachten, die entstandene Lücke so schnell als möglich auszufüllen, und heiratete deshalb oft schon wenige Wochen nach dem Tod seiner ersten Frau zum zweitenmal. Diesmal nahm er sich ein junges Mädchen, vielleicht die Tochter eines Bürstenbinders, die mit dem Geschäftsbetrieb schon einigermaßen vertraut war. Jetzt war also der Meister der wesentlich ältere Ehepartner und jetzt hatte die Meisterin die besseren Aussichten, der überlebende Teil der Ehe zu sein. Wurde sie, nachdem sie eine Reihe von Jahren mit ihrem Mann gehaust hatte, Witwe, so reichte sie wieder einem jungen, nach Selbständigkeit strebenden Gesellen die Hand, und es wiederholte sich damit der Vorgang, der schon anfangs geschildert wurde. In dieser Weise vollzog sich im Münchner Bürstenbindergewerbe fast regelmäßig die Erwerbung der Gerechtsame.

Nun war aber zur selbständigen Ausübung eines Handwerks nicht nur der Besitz einer Gerechtigkeit, sondern auch die Erwerbung des Bürgerrechts und der Meisterschaft nötig. Der Geselle wandte sich deshalb, sobald er begründete Hoffnung auf die Erlangung einer Gerechtsame hatte, an den Rat der Stadt München mit der Bitte, daß man ihn als Bürger aufnehme und ihn zu den Stücken lasse, d. h. daß man ihn die für die Erwerbung der Meisterschaft vorgeschriebenen Probearbeiten anfertigen lasse. Er wies gleichzeitig durch einen von seiner Vaterstadt ausgestellten Geburtsbrief seine eheliche Geburt nach, legte seinen Lehrbrief vor und gab Auskunft über die Größe seines Vermögens. Zur Zeit der Gegen-

reformation in Bayern mußte er außerdem auch noch seinen Beichtzettel vorzeigen, um sich vom Verdacht des heimlichen Ketzertums zu reinigen.

Hatten nicht schon die Stadtväter, die besonders auf das Vermögen sahen, etwas gegen den jungen Handwerker einzuwenden, so wurden nun die Führer der Zunft um ihre Meinung befragt, die meist keine Schwierigkeiten machten, sofern der Geselle eine bereits bestehende Werkstatt übernahm. War also auch von dieser Seite kein Hindernis vorhanden, so konnte der Geselle nun die Meisterstücke machen. Diese Probearbeit war bei den Münchner Bürstenbindern erst seit dem Jahre 1574 gebräuchlich. Bis dahin konnte die Meisterschaft auch ohne sie erworben werden. Die den Bürstenbindern am 10. Okt. 1574 vom Rat der Stadt München erteilten Handwerkssatzungen sahen vor, daß der Geselle als Meisterstück anfertigen sollte: „ein abgesetzte Pirsten, ein Kopfpirsten, ein Kranzpirsten, ein guete Gwantpirsten oder Fastpirsten".

Fielen die Arbeiten, die sowohl den Obern des Handwerks als auch dem Rat der Stadt München vorgezeigt werden mußten, zur Zufriedenheit aus, so stand der Aufnahme als Meister nichts mehr im Wege. Selbstverständlich war das Meisterwerden wiederum mit nicht unbeträchtlichen Kosten verbunden. Der Bürstenbinder Hans Räbl, der 1655 Meister wurde, hat seine Auslagen, die er bei dieser Gelegenheit hatte, genau aufgezeichnet. Es heißt da:

„Als ich von einem edlen und wolweisen Rat fir einen Burger aufgenommen worden, hab ich die Viehrer des Handwerchs zu einem Trunk fiehren und bei dieser ersten Zöch fir Wein und Essen bezahlen müessen 5 fl.

Nachdeme ich dem Handwerch die Maisterstuck vorgewisen, hab ich abermals den Viehrern fir Wein und Essen, als Hiendl und Salat, wie das erste Mal auch beschechen, bezahlen müessen 7 fl.

Dritens, als ich bei einem edlen und wolweißen Rat die Maisterstuck vorgewiesen, hab ich abermals gedachten Vierern fir Wein und Kärpfen bezahlen müessen 3 fl.

Summa tuet 15 fl."

Die hohe Prüfungskommission ließ es sich also auf Kosten des neuangehenden Meisters recht gut ergehen. Überdies forderte auch noch die Stadt ihren Obolus für die Bürgeraufnahme, und die Zunftkasse heischte, was bei der Aufnahme ins Handwerk „gebreichig" war. Das waren für einen jungen Handwerker, der wie Räbl nichts besaß als seine „erlernte Handtierung" und dessen zukünftige Frau auch nur 40 Gulden Vermögen hatte, bedeutende Auslagen.

Nach dieser starken Schröpfung blieb dem Neumeister nur der Trost, daß er später einmal ebenfalls auf Kosten anderer Leute Brathühner und Karpfen essen und Wein trinken konnte; denn, daß er auch einmal das öfters wechselnde Amt des Zunftführers erhalten würde, war zu erwarten. Die Bürstenbinder bildeten zwar in München keine eigene Zunft. Dazu war ihre Zahl zu gering. Sie waren vielmehr mit den Kammachern, zeitweise auch mit den Ringlern und Würflern zu einer Zunft vereinigt. Aber auch so war die Zahl der Zunftgenossen noch nicht so groß, daß nicht jeder einmal zum Führeramt gekommen wäre, wenn er nicht gerade völlig ungeeignet dafür war.

Die Vereinigung mehrerer Gewerbe zu einer Zunft hatte natürlich Streitigkeiten zur Folge. So konnten sich die Ringler und die Bürstenbinder nicht über die Frage einig werden, welches von den beiden Gewerben den Vortritt vor dem andern haben sollte. Im Jahr 1683 verlangten die Ringler, daß man ihnen jetzt auf eine Reihe von Jahren die Zunftlade überlasse, nachdem sie die Bürsten-

binder ganze 36 Jahre lang in Händen gehabt und dadurch diese Zeit über den Vorrang besessen hätten. Es wurde damals vom Rat verordnet, daß die Zunftlade jeweils drei Jahre bei den Bürstenbindern und dann drei Jahre bei den Ringlern aufbewahrt werden sollte.

Gab es auch in solchen Prestigefragen bisweilen Streit, so waren die Zunftgenossen doch wieder recht einig, wenn es galt, die Rechte der Zunft dem einzelnen Zunftmitglied oder gar den Nichtzünftigen gegenüber zu wahren. Mit unerbittlicher Strenge wurde jede Verfehlung gegen die bestehende Zunftordnung geahndet. Die Bürstenbinder ließen sich im Jahre 1613 ausdrücklich vom Stadtrat das schon immer geübte Recht bestätigen, daß sie „die Ungehorsamen des Handwerks" um ein halbes Pfund Wachs strafen dürften, von dem ein immer brennendes Wachslicht in einer Kirche unterhalten wurde. Bei schlimmeren Vergehen wurden die Übeltäter auch um Geld gestraft, bisweilen mit Hilfe der Stadtobrigkeit ins Gefängnis gelegt oder gar für unredlich erkannt. Das letzte war wohl das schlimmste; denn ein Meister, der für unredlich galt, war im ganzen Handwerk landauf und landab verfemt, kein Lehrling trat bei ihm ein und kein ehrlicher Geselle arbeitete bei ihm. Als ein Verbrechen, das eine derartige Strafe nach sich ziehen konnte, galt es z. B. schon, wenn ein Meister oder ein Geselle in einem fremden Hause in Gegenwart fremder Personen sein Gewerbe ausübte, wenn er also etwa Störarbeit verrichtete oder halbfertige Arbeit bei seinem Auftraggeber fertigmachte. „Dann das ist eines Handwerks hechster Schaden und Verderben, dann dodurch wird der größte Gehaim unserer Arbeit andern, die das Handwerk nit gelernt haben, geoffenbart, daß es hernach die, so des nicht fähig sein, gleichfalls dreiben können und die Arbeit und die Kunst des Handwerks verhudlen, daß sich keiner daruff wurd erhalten mugen", so heißt es in einem Schriftstück aus der Zeit um 1600, in dem eine auswärtige Bürstenbinderzunft über diesen schon wiederholt von Münchner Meistern begangenen Verstoß gegen die im ganzen Heiligen Römischen Reich geltende Handwerksordnung Beschwerde führte. Sie erklärte auch, daß sie die Frevler nicht mehr für redliche Meister halten könne, und erinnerte daran, daß man wegen des gleichen Vergehens schon vor 23 Jahren den Münchner Bürstenbinder Hans Eisele um Geld und Wachs, seinen Gesellen Wolf Messerer aber „ins Loch" gestraft habe.

Die große Angst um die Bewahrung der Fabrikationsgeheimnisse, die die Bürstenbinder in solchen Fällen offenbarten, war nicht ganz unberechtigt. Die Bürstenbinderei war verhältnismäßig leicht zu erlernen und erforderte auch nur wenig Werkzeug und nicht allzu kostbares Material. So kam es, daß das Bürstenbindergewerbe ganz besonders stark unter den „Pfuschern" oder „Stimplern", den ungelernten, nichtzünftigen Handwerkern, zu leiden hatte. Abgedankte Soldaten, Taglöhner, manchmal auch heruntergekommene Handwerker aus anderen Gewerben wandten sich der Bürstenmacherei zu und übten das Gewerbe mehr oder minder erfolgreich aus. In der Bekämpfung dieser Leute sah die Zunft eine ihrer vornehmsten Aufgaben. Selbstverständlich wagten sich die Pfuscher nicht in die Städte, wo ihnen von den dort ansässigen Bürstenbindern sofort ihre Waren abgenommen worden wären; aber draußen auf dem Lande, wo es meilenweit keinen Bürstenbinder gab, konnten sie ihre Waren gut absetzen. Zusammenstöße mit den eingezunfteten Bürstenbindern gab es deshalb besonders leicht auf den Jahrmärkten der kleineren Orte Ober- und Niederbayerns, die von den Münchner Bürstenbindern fast regelmäßig besucht wurden, um ihre Waren auch dem Landmann zu vermitteln.

Aber nicht nur den Pfuschern, auch den ebenbürtigen Standesgenossen gegenüber legten die Münchner Bürstenbinder einen unverwüstlichen Brotneid an den Tag. Wenn ein Bürstenbindergeselle in eine durch Todesfall erledigte Gerechtsame einheiratete, hatten sie gegen ihn im allgemeinen nichts einzuwenden, wenn er aber den Versuch machte, neben den drei bestehenden Werkstätten eine vierte neu zu eröffnen oder sich auch nur unterstand, sich in der benachbarten Au niederzulassen, so gerieten die Münchner Bürstenbinder in helle Aufregung. Der Rat der Stadt München und bisweilen sogar der Kurfürst wurden nun bestürmt, den Eindringling fortzuschaffen, da sie, die drei Meister, schon dergestalten übersetzt seien und also schlecht fortkämen, daß sie sich kaum das trockene Brot zu gewinnen wüßten. Willfahre man aber ihrer Bitte nicht, so würden sie samt Weib und Kind schnurgrad in den leidigen Bettel getrieben werden. Nebenbei versäumten sie auch nicht, den die Meisterschaft und das Bürgerrecht heischenden Gesellen möglichst schlecht zu machen. Sie nannten ihn einen „dahergeloffenen Ausländer", wenn er auch nur aus dem reichsstädtischen Augsburg oder aus dem zwei Stunden nördlich von München gelegenen bischöflich freisingischen Ismaning stammte, oder sie verdächtigten ihn des Luthertums, weil er aus einer protestantischen Stadt kam. Ja, sogar ganz belanglose Familienverhältnisse benützte man, um den Eindringling in ein ungünstiges Licht zu setzen. So wurde dem oben erwähnten Hans Räbl vorgeworfen, daß sein Bruder, der Bürstenbinder in Nürnberg war, ein Mädchen von schlechtem Ruf geheiratet habe, weshalb auch kein ehrlicher Geselle bei ihm Einstand halte.

Tatsächlich erreichten die Münchner Bürstenbinder, daß die Zahl der Werkstätten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf drei beschränkt blieb und auch die Konkurrenz in der Au immer wieder beseitigt wurde. Erst vom Jahre 1772 an hatte die Au dauernd einen eigenen Bürstenbinder, der jedoch bei Strafe der Konfiskation seine Waren nicht nach München verkaufen durfte.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts gewann die Münchner Bürstenbinderzunft dadurch an Bedeutung, daß sich die Bürstenbinder von ganz Ober- und Niederbayern nach abgelegter Meisterprüfung bei ihr einzunften lassen mußten. Von der Macht, die den Münchner Meistern dadurch in die Hände gegeben war, machten sie nicht immer einwandfreien Gebrauch. Wenn den Worten des Bürstenbinders Georg Pfeiffer in Vilshofen zu glauben ist, so verweigerten ihm die Münchner Meister nur deswegen die Aufnahme in die Zunft, weil der Bürstenbinder Käufl in Passau, der bisher immer den Jahrmarkt in Vilshofen besucht und dort guten Absatz gehabt hatte, in ihm einen gefährlichen Konkurrenten sah. Käufl aber war der Bruder des Münchner Zunftführers und mit einem weiteren Münchner Bürstenbinder nahe verwandt, wodurch er die Mittel an der Hand hatte, die Aufnahme des Pfeiffer in die Zunft zu hintertreiben. Auf einen Befehl des Kurfürsten, dem Pfeiffer innerhalb von acht Tagen das Meisterrecht zu erteilen und ihn einzuzunften, erklärten die Münchner Bürstenbinder, sie wollten lieber viel Geld verstreiten als diesen Befehl befolgen. Resigniert bemerkte Pfeiffer dazu: „Sie werden auch selbem Befehl niemahl nachkommen, weil sie alle miteinander meistens nahe und so befreund sind, daß sie eine untrennbare Kette ausmachen."

Diese Behauptung, daß fast alle Bürstenbinder einander durch verwandtschaftliche Beziehungen verbunden seien und eine einzige große Familie bildeten, in die ein Fremder nur schwer hereinkommen konnte, entsprach voll und ganz den Tatsachen. Die Macht dieser Clique erstreckte sich aber nicht nur etwa auf das Gebiet der Stadt München oder auf das damalige Kurfürstentum Bayern, sondern

über aller Herren Länder. Nur ein Beispiel möge zeigen, welchen Umfang diese Verwandtschaften hatten. Der Bürstenbinder Franz Räbl, der von 1708—1733 eine Münchner Werkstatt innehatte, war blutsverwandt oder verschwägert mit den Bürstenbindern Hans Räbl, Leonhard Neumair, Hans Paur, Johann Pinder und Leonhard Schickmayr in München, ferner mit den Bürstenbindern Johann Joseph Paur in Burghausen, Wolf Adam Pils in Ingolstadt, Balthasar Schickmayr in Straubing, Hans Räbl in Augsburg, Stephan Räbl in Nürnberg, Melchior Ignaz Schickmayr in Passau, Johann Sebastian Hofmann in Würzburg, Thomas Räbl zu Steyer in Oberösterreich und Thomas Räbl zu Zerbst in Anhalt. Durch diese Verwandtschaftsbeziehungen war er imstande, auf die Bürstenbinderzünfte von zehn, in sieben verschiedenen Territorien gelegenen, Städten einen Einfluß auszuüben, und ihn etwa in der Weise auszunützen wie der Bürstenbinder Käufl in Passau, der sich mit Hilfe der Münchner Zunft eines ihm unbequemen Konkurrenten entledigte.

Die Leidenschaftlichkeit, mit der die Bürstenbinder gegen alle, die ihnen den Erwerb zu schmälern drohten, vorgingen, hatte ihren tieferen Grund in der wenig günstigen wirtschaftlichen Lage der Bürstenmacher. Mit Ausnahme des schon einmal genannten Münchner Hofbürstenbinders Sebastian Käufl waren die Münchner Bürstenbinder durchwegs wenig wohlhabend. Martin Krinner, der um 1600 in München sein Handwerk trieb, war so arm, daß er mit seinen Waren hausieren gehen mußte, weil ein Laden für ihn unerschwinglich war. Aber das Hausieren wurde ihm bald untersagt, weil es der Handwerksordnung widersprach. Als er seine Steuer nicht bezahlte und überdies auch noch seine Kinder auf den Bettel schickte, verschaffte man ihn auf die Schergenstube.

An der Armut der Bürstenbinder wird aber kaum der Mangel an Arbeit und Absatz allein Schuld gehabt haben. Zweifellos hat der bei den Bürstenbindern übliche starke Alkoholgenuß auch sein Teil dazu beigetragen. Das in Bayern gebräuchliche Sprichwort „er sauft wie ein Bürstenbinder" ist ja sicherlich nicht aus der Luft gegriffen. Zum Trinken wurde der Bürstenbinder durch den Staubreichtum seines Gewerbes verleitet, der ein oftmaliges Anfeuchten der ausgetrockneten Kehle nötig machte, und das geschah natürlich am besten und angenehmsten mit Bier. Bisweilen sah sich sogar die hohe Obrigkeit veranlaßt, gegen den übertriebenen Alkoholgenuß der Bürstenbinder einzuschreiten. Ein besonders schwerer Sünder war der Bürstenbinder Bartholomäus Horneck, der 1621 wegen seines „liederlichen versoffenen Lebens" aus der Stadt verwiesen wurde.

Zum Schluß soll noch einiges über die Erzeugnisse des Bürstenbindergewerbes gesagt werden. Die Bürstenbinder waren berechtigt, alle Arten von Bürsten und von den Pinseln die Borstenpinsel herzustellen. Ein völlig neuer Artikel war die Zahnbürste, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch kam. Der Mann, der sie in München einführte, war Peter Ruppensperger. Er wandte sich am 21. Februar 1793 an den Stadtrat mit der Bitte, ihm das kleine Bürgerrecht „auf die Zannbürstlmachung von Bein mit eingezochenen Bock- und feinen Roßhaaren" zu gewähren. In seinem kulturgeschichtlich bemerkenswerten Gesuch schreibt er: „Es befindet sich im ganzen Lande Bayerns, ja sogar in dem entferneten Auslande kein Bürstenbinder, geschweigens wer anderer, der die Zannbürstln auch nur von der gröbern Gattung zu machen oder zu fabrizieren im Stande ist. Durch meinen außerordentlichen Fleiß, Mühe und Arbeith brachte ich es so weit, daß ich die ächte Kunst, die Zannbürstl, wovon ich zur hochgnädigen Einsicht 7 Stück anlege, gleich den Englischen zu verfertigen erlehrnete, andurch

aber bey denen auswärtigen Kaufleuthen in ein solches Credit geriethe, daß mir beträchtliche Geldvorschüß und zwar dergestalten gemacht wurden, daß ich und die meinige nicht genug Zannbürstl nur für die Bestellungen ins Ausland machen konten." Ruppensperger hatte also reißenden Absatz, ja, er glaubte imstande zu sein, dreißig und mehr Personen bei seiner Zahnbürstenfabrikation beschäftigen zu können.

Mit diesem Vorhaben kennzeichnet sich Ruppensperger als ein Mann der Zukunft, in der das mit vielen Hilfskräften arbeitende Unternehmertum den Einzelhandwerker immer mehr verdrängte. Die neue Zeit beseitigte den Zwang, die veralteten Vorurteile und die überlebten Rechte des Zunftwesens und führte dadurch einen neuen Aufschwung im Gewerbe herbei; es fiel ihr aber auch das, was schön am alten Handwerkswesen gewesen war, fast restlos zum Opfer.

Ergebnis des Preisausschreibens für nordische Ahnentafeln mit Bildern,

veranstaltet vom „Nordischen Ring", vom „Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung" und vom „Jungnordischen Bund".

An dem Wettbewerb für die beste bebilderte nordische Ahnentafel haben sich 77 Einsender beteiligt, also eine erfreulich große Zahl. Die Wertung war schwierig, weil durchschnittlich je 15 Bilder mit Merkmalsangaben, d. h. über 1000 Bilder mit mehreren tausend Angaben geprüft werden mußten.

Die meisten Einsender haben mit großem Verständnis und offenbarer Liebe zur Sache gearbeitet. Demgemäß ist das Ergebnis sehr gut; die Einsender selbst und die Preisrichter haben ersehen, daß für die Erforschung des im einzelnen vorhandenen rassischen Erbgutes und auch für den Erbgang anderer Anlagen und Eigenschaften auf dem hier eingeschlagenen Wege wertvolle Aufschlüsse erzielt werden können. Ausführlicher wird über die Ergebnisse und deren Bedeutung Herr Prof. Dr. Reche berichten.

Nachdem ein Preisrichter ausgeschieden war, haben sich die unterzeichneten Preisrichter auf folgende Preisverteilung geeinigt:

1. Preis: Geheimrat v. Schulz-Hausmann,
2. „ : Fräulein Hanna Feller,
3. „ : Freifrau E. Schilling von Canstatt (für Ahnentafel der Grafen v. Hardenberg),
4. „ : Frau A. v. Alvensleben,
5. „ : Freiherr W. Schilling von Canstatt,
6. „ : Fräulein Irmingard v. Staudt,
7. „ : Geheimrat v. Mammen,
8. „ : Generalarzt Dr. Hagen,
9. „ : Fräulein Jutta v. Arnim,

10. Preis: Dr. Alexander v. Pezold (für 13 Ahnentafeln),
11. „ : Gutsbesitzer Cuno Vibrans,
12. „ : Frau H. Bächer-Kohlhaas.

gez. Dr. K. Holler. gez. Prof. Dr. O. Reche.
gez. J. F. Lehmann. gez. Ministerialrat H. Konopath.

Jungnordischer Bund: Nordischer Ring:
gez. F. Giesel. gez. H. und M. A. Konopath.

Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung:
gez. J. F. Lehmann.

Die Zeitschrift des „Werkbunds für deutsche Volkstums- und Rassenforschung" „Volk und Rasse" bringt in ihrer Aprilnummer als Musterbeispiel die gesamte Ahnentafel des ersten Preisträgers nebst einem erklärenden Aufsatz von Professor Dr. Reche.

Kleine Beiträge.

Zur Förderung der Rassenhygiene.

In der „Ose-Rundschau" (Zeitschrift der Gesellschaft für Gesundheitsschutz der Juden „Ose" e. V.) veröffentlicht Herr Dr. med. Rafael Becker (Otwozk bei Warschau) einen Artikel: „Die Bedeutung der Rassenhygiene für die jüdische Familie", welcher in ganz ausgezeichnet klarer und knapper Sprache dem jüdischen Leser die Bedeutung der Eugenik für das jüdische Volk klar macht; allerdings klingt der Artikel dann in einem starken Pessimismus aus. Diesem Pessimismus tritt nun aber Herr Dr. A. Czellitzer (Redakteur der Zeitschrift: Jüdische Familienforschung) in einem Nachwort entgegen, wobei er unter anderem folgendes sagt:

„... Doch möchten wir nicht verfehlen, gegenüber der Resignation der Schlußworte, die sich auf Propaganda und Aufklärung beschränken will, hinzuweisen auf eine außerordentlich wichtige praktische Möglichkeit zu negativer Eugenik: unsere Wohltätigkeit! Bisher hat man gegenüber dem Kranken, dem Unglücklichen nur das ‚jüdische Herz' sprechen lassen; wir wollen es nicht zum Schweigen verurteilen, aber der jüdische Kopf soll auch mitsprechen. Und der sagt uns, daß eine Wohltätigkeit, die dem Taubstummen, dem Blinden, dem Epileptiker zur Ehe verhilft, eine Guttat an der Gegenwart, aber ein Verbrechen an der Zukunft bedeutet. Wir predigen nicht etwa kaltherzige Erbarmungslosigkeit, aber die Parole muß lauten: jedem unglücklichen Glaubensgenossen Hilfe als Individuum, aber in gewissen Fällen, wie die eben skizzierten, unter der Bedingung der Nichtheirat ..."

Zwei Sätze von Herrn Dr. Czellitzer sind wert festgehalten zu werden, haben sie doch auch uns etwas zu sagen:

1. Wer einem im biologischen Sinne minderwertigen Menschen zu einer Ehe verhilft, begeht eine Guttat an der Gegenwart, aber ein Verbrechen an der Zukunft.

2. Es ist Pflicht, jedem Glaubensgenossen — (als Deutsche müßten wir sagen: jedem Deutschen) — Hilfe als Einzelwesen zuteil werden zu lassen, aber im Falle eines im biologischen Sinne minderwertigen Menschen nur unter der Bedingung, daß er nicht heiratet.

Wir können Herrn Dr. Czellitzer für diese klaren Hinweise, wie man von privater Seite aus den eugenischen Bestrebungen entgegenkommen kann, nur dankbar sein.

R. Walther Darré.

Staat und Rasse.

In den Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft (Nr. 19; bei Ferd. Hirt, Breslau, 1928, 53 S.) erschienen kürzlich unter obigem Titel drei beachtenswerte Vorträge von Kurt Hildebrandt, die das Wesen von Nation, Rasse und Staat und deren Beziehungen zueinander im philosophischen und rassenbiologischen Sinne beleuchten:

I. Nation und Rasse.

II. Rassenhygiene und geistige Erziehung.

III. Die Wirkung der Idee im Aufbau des Staats.

Wie der Verf. in einer einleitenden Bemerkung hervorhebt, sind die Vorträge nicht im Zusammenhange gehalten worden. Jeder ist für sich abgeschlossen. Aus dem teilweise gemeinsamen Betrachtungsgebiete ergeben sich daher manche Wiederholungen, zumal in den zwei ersten Vorträgen. Im ersten Vortrag nimmt Verf. nach allgemeinen Betrachtungen über Rassenauswirkung im Werdegang von Völkern und Staaten, Rassenverfall und Rassenzucht Stellung zu der Frage der Rassenzucht innerhalb des deutschen Volkes und im besonderen zur Frage der Rassenmischung und der Aufnordung. Rassenmischung mit Rassen, die den dem deutschen Volke angehörenden Rassen ferne stehen (also vorwiegend mit europafremden Hauptrassen), ist abzulehnen. Innerhalb der Rassengemeinschaft des deutschen Volkes warnt H. vor einseitiger Überschätzung der nordischen Rasse, deren maßgebenden Einfluß auf die Ausgestaltung der deutschen Kultur wie des deutschen Volkes er aber hervorhebt. „Die Heiratsgemeinschaft mit den europäischen Nationen ist um so mehr erlaubt, je mehr sie nordisches Blut enthalten oder der deutschen Nation in der Rassen-Zusammensetzung ähnlich sind. Ausgeschlossen ist die Heiratsgemeinschaft mit den Franzosen von heute." Bestimmend für diese Stellungnahme den Franzosen gegenüber ist für H. die Tatsache, daß die Franzosen die Neger in ihre Nation aufgenommen haben. Abschluß gegen fremden Rasseneinschlag und rassenhygienische Zuchtwahl sollen zur Aufzucht „einer neuen reinen Mischrasse, der deutschen Rasse" führen. Die Auslese soll erfolgen im Sinne einer Norm, die im zweiten Vortrage näher gekennzeichnet ist, und Hand in Hand gehen mit körperlicher und geistiger Erziehung in der Richtung auf diese Norm. Der Gedanke erstrebt also durch Zuchtwahl eine gerichtete Beeinflussung des Erbbildes, durch Erziehung eine solche des Erscheinungsbildes des deutschen Volkes. „Die weitere Rassenverschlechterung könnte vielleicht durch den Staat oder durch eine neue Kirche gehemmt werden und die Bestimmung der Lebensformen wieder den edleren Menschen in die Hand gegeben werden." Mag man der Vorstellung Hildebrandts von der Schaffung einer „neuen, reinen Mischrasse" durch Zuchtwahl innerhalb der Heiratsgemeinschaft, wie H. sie umschreibt, beipflichten oder nicht, mag man das Produkt einer solchen Zuchtwahl „deutsche Rasse" oder unmißverständlicher deutsches Volk oder deutsche Nation nennen, das Züchtungsprinzip Hildebrandts führt zweifellos zum biologischen Aufstieg.

Wesentlich gekennzeichnet ist dieses durch Hildebrandts Normbegriff, der im zweiten Vortrage näher behandelt ist (vgl. auch vom gleichen Verf. „Norm und Entartung des Menschen", „Norm und Verfall des Staates"). „Die Norm ist nicht ein Durchschnittswert, sondern das Optimum, und wir gewinnen die Anschauung von diesem Optimum nicht durch Rechnung, sondern sie entsteht in uns auf einem rational niemals vollkommen erkennbaren Wege." Hildebrandts Norm ist — was aus dem Vorigen schon hervorgeht — auch nicht gleich mit Angepaßtheit. „Angepaßtheit ist ein extrem passiver Begriff... Wir aber verlangen ja eine aktive Norm, die sich nicht Zwecken anpaßt, sondern umgekehrt selbst den höchsten Zweck setzt und in sich darstellt, dem sich nun das Niedrige anpassen soll." „Im einzelnen ist Anpassung notwendig, aber der Sinn des Ganzen muß doch sein, nicht sich der Umwelt, sondern die Umwelt sich anzupassen" ... „Gerade gegen diese Lehre der Passivität, des Gehenlassens, ist doch die Rassenhygiene aufgetreten, weil es sich für die Zivilisation ergab, daß die Anpassung im Gegenteil zur Verschlechterung der Rasse führt." „Daß die Norm nicht einer möglichst großen Menschenzahl eine körperliche und seelische Gestalt aufprägen soll, sondern daß sie wirken muß wie ein dynamisches Gesetz, das die Menschen formt, aber nicht gleichmacht, ist wohl zu sagen kaum notwendig." In Platos Staat ist das Ideal der Erziehung im Sinne einer vorbildlichen Norm gegeben. Auch für die rassenhygienische Aufzucht des deutschen Volkes ist „eine neue Bildung und Verpflichtung, ein vom Geistigen ausgehendes neues Staatsgefühl" notwendige Voraussetzung. Das Problem der Aufzucht ist also seinem innersten Wesen nach ein Weltanschauungsproblem.

Der dritte Vortrag handelt über Wesen und Wirksamkeit der Idee im Werden des Staates. „Die Geschichte der Ideen ist die wahre Geschichte der Menschheit in Krieg und Staatsgründung." „Der Gründer ist der freie Willen des Staats und die Menschen formt er nach seinem Bilde um." Nach ihrem inneren Verhältnis zum Staate unterscheidet H. drei Formen von Gliedern des Staates, die er analogen Zellarten des Organismus vergleicht: 1. Individualisten, deren Gemeinschaftstrieb erloschen ist, die wie sterbende Zellen vom Organismus abfallen. 2. Staatsbürger, deren Lebenssinn in der Erfüllung des bestehenden Staates die eigene Erfüllung findet. Sie sind die lebendigen Organe des Staates. 3. Die über den Staat hinaus schöpferischen Menschen, die, Keimzellen vergleichbar, nach dem neuen Staate, dem neuen Organismus, streben.

Das Kräfteverhältnis dieser drei Gruppen ist bestimmend für das Schicksal von Staaten, Völkern und Kulturgemeinschaften. Spenglers Lehre vom unbedingten Untergang der abendländischen Kultur, die Fritz Lenz (im Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie) vom biologischen Standpunkt aus in überzeugender Weise widerlegt hat, steht nach Hildebrandts obiger Kennzeichnung der den Staat wirkenden Kräfte die Möglichkeit der Erschaffung einer neuen Kultur gegenüber. Damit ist wieder die Beziehung zum Züchtungsprinzip des Verfassers im Sinne einer dem Rassencharakter des deutschen Volkes gemäßen Norm gegeben. Michael Hesch.

W. Peßlers plattdeutscher Wort-Atlas von Nordwestdeutschland.

Als ein Vorläufer zu dem von dem Verbande deutscher Vereine für Volkskunde jetzt in Angriff genommenen Volkstums-Atlas, zugleich aber auch als eine für die Forschungsmethode sehr wichtige Grundlage ist das neue Werk Peßlers zu werten: Der Verfasser geht ja allen Äußerungen des Volkstums seit mehr als zwanzig Jahren eifrig nach und hat als einer der ersten die Wichtigkeit einer vergleichenden geographischen Methode für die Erforschung stammesartlicher und kulturgeschichtlicher Zusammenhänge erkannt. Im 2. Jahrgange von „Volk und Rasse" hat er S. 96—103 seine Arbeit an der Hand von vier Karten dargelegt und begründet. Wenn er jetzt einen Wort-Atlas von Nordwestdeutschland *), dem Lande seiner Geburt und seines Strebens, vorlegt, dann wird man ohne weiteres überzeugt sein können, daß die Ergebnisse nicht nur wichtige Beiträge für die wissenschaftliche Erforschung des niederdeutschen Stammes sind, sondern daß sie auch die Bestrebungen fördern, denen die Zeitschrift „Volk und Rasse" dienen will.

Auf 19 Karten hat Peßler die Ergebnisse seiner Forschungen ausgebreitet, indem er sich der von ihm mit Vorliebe betriebenen Hausforschung anschließt und die gerade auf diesem Gebiete in überraschender Fülle vorhandenen Ausdrücke festhält und sie mit dem sachlichen Bestande in Beziehung setzt. So ersteht im Kartenbilde die Verbreitung der Bezeichnungen von Fach, Brunnen, Dielenständer, Traufe, Windrispe, Einfahrtstor, Seitenschiff, Wurstspeile, Stube, Wohnteil, Wandbett, Torständer, Walm, Bodenbelag, fester Schwelle, herausnehmbarer Schwelle, denen noch zwei Karten über die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Süll (Schwelle) und Lede (Schwelle) angefügt sind. Wenn schon allein das Bauernhaus eine solche Vielheit von Bezeichnungen hat, dann verheißt dies für die jetzt mit Kraft einsetzende Erforschung andrer Volkstumsmerkmale des deutschen Sprachgebietes Ergebnisse, die für das Volk, seine Kulturzusammenhänge und Ausbreitungsbewegungen von der größten Bedeutung sein müssen, ja, die in Verbindung mit der europäischen Volkstumsforschung geradezu neue Erkenntnisse geben werden.

Um der Bedeutung des Peßlerschen Atlas gerecht zu werden, müßte jede Karte in ihrem Ergebnisse verfolgt, erläutert und mit der Wanderbewegung der deutschen Stämme in Beziehung gesetzt werden. Das würde einen Band füllen und könnte erfolgreich erst in Angriff genommen werden, wenn die Mundartforschung für das ganze deutsche Sprachgebiet vorliegt und der große Volkstums-Atlas erschienen ist, den mit Hilfe der Notgemeinschaft die deutschen Vereine für Volkskunde nunmehr in Arbeit genommen haben, d. h. in 10 bis 20 Jahren. Doch bereits jetzt werden durch Peßler Fragen gestellt, die zwar noch nicht zu beantworten sind, die aber den Weg über dunkle Hindernisse leiten und

*) Dr. Wilhelm Peßler, Plattdeutscher Wort-Atlas von Nordwestdeutschland nach eigenen Forschungen und mit eigenen Aufnahmen. Hannover 1928. Verlag des Vaterländischen Museums.

einzelne Linien einer Entwicklung zeigen, deren einzelne Stufen bisher noch völlig unbekannt waren. Nur an wenigen Beispielen kann dargelegt werden, in welcher Weise sich durch das Kartenbild unsere Erkenntnis klärt und zugleich auch rückwirkend zu einer Prüfung unserer bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse zwingt.

Auf Karte 2 wird die Verbreitung von Fach und seiner Wortsippe dargestellt, die von der Ruhr über ganz Niederdeutschland bis nach Vorpommern reichen, an der Weser von Span, Balkenwide, Inteilung ersetzt werden, im nördlichen Rheinlande und zwischen Rostock und Anklam unter der seltsamen Bezeichnung Gebund und Gebind bekannt sind. Der Sprachforscher wird darin einen Nachhall aus der von R. Meringer vor 30 Jahren (Etymologien zum geflochtenen Haus, Abhandl. zur germ. Philologie 1898) erkannten Vorstufe unsres volkstümlichen Hauses sehen, der Volksforscher aber Beziehungen zur Kolonisation Ostdeutschlands zu berücksichtigen haben. Das in diesem Gebiete in einzelnen Exemplaren noch vorhandene altsächsische Haus kann nur die großen, allgemeinen Linien aufzeigen; die Bezeichnung des Faches gibt einen deutlichen Fingerzeig für die ursprüngliche Heimat der Kolonisten, der indessen bei den meist unsicheren und schwankenden Volkstumsgrenzen erst beweisend wird, wenn die Mundartforschung (die in Vorbereitung ist) noch festere Linien zu ziehen erlaubt. Die Untersuchungen von Frings und Müller über die Kulturwellen im Rheinlande haben gezeigt, daß auch innerhalb eines geschlossenen Volkstums dauernd Bewegungen nachzuspüren sind, die von wirtschaftlichen, politischen und verkehrstechnischen Faktoren ausgehen. In seiner Fach- bzw. Gebundkarte hat Peßler feste Punkte gefunden, von denen die weitere Forschung auszugehen hat.

Die Karten Peßlers bestätigen vielfach die an und für sich nicht überraschende Tatsache, daß auf diesem Wege die Heimat der ostdeutschen Kolonisten näher zu bestimmen sein wird, aber sie lassen andrerseits auch die Tatsache klar hervortreten, daß selbst innerhalb eines geschlossenen Volkstumsgebietes Verschiedenheiten auftreten können, die eine ganz neue Fragestellung erzwingen. In dem zusammenhängenden Gebiete Nordhannovers und Holsteins kennt man die inneren Träger des Hausgerüstes unter dem Namen Dielenständer (Höftstenner, Höfstenner, Heufstönner, Heuchtstenner, Höchstenner); daneben aber kommen in kleinen Enklaven die völlig isolierten Wolstinner, Bustenner u. a. vor. Sind sie Reste einer einst allgemeinen Verbreitung — dem widerspricht das Wolstinner-Gebiet bei Brüttendorf —, oder ist die Allgemeinbezeichnung durch handwerkliche Einflüsse (Bremen, Hamburg und Kiel liegen hier) bewirkt? Vielleicht hat der etwas abweichende Haustypus mitgewirkt; aber Haustypus und Wortform decken sich nicht. Erst eine Mundartenkarte kann diese und andre Fragen beantworten. Auf derselben Karte zeigt sich im nördlichen Rheinlande ein begrenztes Gebiet mit Stil und Gebundstil. Das gleiche Wort findet sich in Neuvorpommern, wo es sich in der Herrschaft mit Riwend und Steifen teilt. Schon diese Vermengung läßt, wenn man sie mit der Kolonialbewegung in Verbindung bringt, erkennen, daß die Einwanderung in ein so kleines Gebiet in verschiedenen Volkswellen erfolgt sein muß. Etwas ähnliches offenbart die Karte 5 mit den Namen der Dachtraufe, auf der einem nordwestlich-westfälischen Gebiet mit Leke (Leck, Leck vom Dack, Dackleck) ein zweites ostmecklenburgisch-vorpommerisches und eine kleine Enklave zwischen Rostock und Teterow zur Seite stehen, die sich — aber nur teilweise — mit dem Gebundgebiet decken. In dem letzteren Lecke-Gebiet erscheint zugleich für Windrispe (Wintstrew, Windstrebe) ein Wort, das isoliert auch bei dem westfälischen Geseke zu Hause ist. Bei der Bezeichnung für die Eingangstür des Altsachsenhauses (Schindör, Schünendor, Schuinendür, Scheunender), die sich auf einem kleinen Raum westlich des Jahdebusens zeigt, überrascht das gleiche Wort in dem nordwestlichen Mecklenburg, dem Gebiete der Hagendörfer, und in einem andren, das von der Müritz bis an die untere Oder reicht, während die westfälische Niendüre (Nandöre, Nundör) und die hannoversch-holsteinische Grotedor (Grotedür, Chrautedör, Grotdör, Grotür, Grotder, Grodör, Gredore) sich, die beiden mecklenburgischen Scheunentorgebiete trennend, bis Rügen verbreitet hat.

Fast ein jedes Kartenbild bringt Überraschungen, die alle Folgerungen aus einem scharf bestimmten Merkmal wieder über den Haufen werfen. Als Ergebnis schält sich dabei die Erkenntnis heraus, daß sich das ostelbische Norddeutschland im wesentlichen als eine Erweiterung des nordwestlichen Niederdeutschland darstellt, daß es aber — besonders im östlichen Mecklenburg und Neuvorpommern — von Einzelgebieten durchsetzt ist, die sich in Altdeutschland in zahlreichen Wortschollen erhalten haben. Die Versuchung, aus dieser Tatsache Folgerungen auf die einzelnen Einwandererwellen zu ziehen, liegt nahe, wird jedoch durch das Auseinandergehen der Einzelgebiete in Frage gestellt. Es scheint, als ob innerhalb des Herrschaftsbereiches einer von den Kolonisten aus ihrer Heimat mitgebrachten

Bezeichnung Verschiebungen durch den Einfluß benachbarter Wortherrschaften eingetreten sind, die erst eine in das Einzelnste gehende Volkstumserforschung in das rechte Licht rücken dürfte, wie sie sprachlich von E. Mackel in seiner „Mundart der Prignitz" (Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung XXXI, 1905) schon vor mehr als zwanzig Jahren eingeleitet worden ist. Durch eine solche vereinte Arbeit dürften sich auch im Koloniallande ähnliche Kulturwellen nachweisen lassen, die Frings und Müller für das Rheinland festgestellt haben.

Eine andere sehr beachtenswerte Tatsache enthüllen die Forschungen Peßlers darin, daß von einem bemerkbaren Einfluß der slawischen Bevölkerung innerhalb des von ihm in seinem Kartenwerk behandelten Gebietes nicht die Rede sein kann, obwohl nach den Ergebnissen der neueren Forschung, die ein langsames Einwachsen der Slawen in das deutsche Volkstum annimmt, die Erhaltung sprachlicher Denkmäler bei dem Bauernhause nicht ausgeschlossen ist. Das einzige, oft behandelte Sprachdenkmal, die Dörns, der Peßler im Anschluß an die bisherige Literatur slawischen Ursprung zusprechen will, scheint doch nicht ganz zweifelsfrei zu sein. Viele Forscher haben übersehen, daß es eigentlich zwei Dörns-Gebiete gibt, ein süddeutsches und ein norddeutsches, die durch eine Entfernung von wenigstens 25 Meilen voneinander getrennt sind, und die wohl kaum etwas miteinander zu tun haben. Der norddeutschen Bezeichnung Dörns scheint das Zeitwort darren, dörren zugrunde zu liegen und über Darrenstede, Dornste, Dörnste, Dörnse, Dornse, Donse, Dönse sich sprachlich und sachlich mit dem altsächsischen Hause verbreitet zu haben. Das süddeutsche Wort, das schon 1346 in Amberg in der Form Türnitz vorkommt und als Bezeichnung für ein heizbares Gemach nur in Burgen, Schlössern, Rathäusern und anderen öffentlichen städtischen Gebäuden nachweisbar ist, läßt sich dagegen vielleicht auf turris = Turm zurückführen. Noch steht die Entscheidung aus; doch bringt sie Peßler durch das inhaltsreiche Material, das er in seinem Wort-Atlas aufgehäuft hat, der Erkenntnis näher.

Nur wenig Stichproben von den vielen Fragen, die sich bei dem Studium des Kartenwerkes aufdrängen, konnten hier ausgewählt werden, um das reiche Quellenmaterial anzudeuten, das in dem Atlas für die Forschung ausgebreitet ist. Für die Siedlungsbewegung, die — wenigstens für die ostelbischen Gebiete — nicht nur im 12. und 13. Jahrhundert vor sich ging, sondern die hier noch Jahrhunderte im Flusse war, sind Linien aufgezeigt, die weit über die Grenzen des niederdeutschen Volkstums hinweggehen, und die in ihrer instruktiven Plastik für die Erforschung des gesamten deutschen Volkstums maßgebend sein können. Es wird nun, nachdem Peßler die Wichtigkeit der geographischen Methode in einem größeren Werke gezeigt hat, die Aufgabe der Einzelforschung sein, die Ergebnisse zu sichern und weiter auszubauen.

Prof. Robert Mielke.

Besprechungen.

L. F. Clauß: Von Seele und Antlitz der Völker und Rassen. Einführung in die vergleichende Ausdrucksforschung. 100 Seiten, 86 Bildtafeln mit 231 Abb. J. F. Lehmanns Verlag, München 1929. Preis geheftet Mk. 10.—, geb. Mk. 13.—.

Es ist nur schwer möglich, von der Neuartigkeit und Eigenartigkeit dieses neuesten Buches des Begründers der rassenpsychologischen Forschung mit wenigen Sätzen ein auch nur annähernd erschöpfendes Bild zu zeichnen. Die 250 zu „mimischen Reihen" zusammengestellten Aufnahmen von Volks- und Rassetypen sind vom Verfasser nach eingehendem Studium der Abgebildeten aufgenommen, aus einem großen Schatze mit vortrefflichem Geschick ausgewählt, und lassen durch ihre enge innerliche Verbundenheit mit dem ebenso straffen wie lebendigen und durch seine Klarheit allgemein verständlichen Text den seelischen Erlebens- und den leiblichen Ausdrucksstil der einzelnen Gestalten vor dem nacherlebenden Leser einleuchtend schaubar werden. An diese Aufweisung der Rassetypen als Verwirklichungen von Gestalt-Ideen, deren jede artliche seelische Gestalt sich — d. h. ihre nach arteigner Weise erlebten Erlebnisse — nur an einem entsprechenden Leibe arteigenen Baustils artrecht auszudrücken vermag, schließt sich eine tiefgreifende stilkritische Durchleuchtung der Gestalten und rundet sich zum Aufbau einer seelischen Gestaltenlehre vom lebendigen Menschen. Die „mimische Methode" der Forschung wird in den „mimischen Reihen" zum ersten Male auch an den bereits in früheren Arbeiten des Verfassers nach dieser Methode erforschten europäischen Rassen vorgeführt. Insbeson-

dere aber ist es ihm gelungen, in jahrelanger Arbeit auch die morgenländischen Menschentypen — Wüstenländer, Vorderasiaten und Juden — nicht nur im Morgenlande als an der Quelle ihres Wesens, sondern durch diese Methode auch an dessen Wurzel zu erfassen und in ihren typischen Erlebensweisen darzustellen.

Die hier — dem behandelten Gegenstande entsprechend — nur auf Rassetypen angewandte und an diesen aufgewiesene Gestaltenschau als besondere Form philosophischen Denkens und die Aufweisung sowohl der stilgesetzlichen Bedingtheit seelischen Erlebens, wie der Bedingtheit jederlei Ausdrucks durch den Erlebensstil sind dazu angetan, nicht nur den Schwesterwissenschaften dieser jungen Forschung fruchtbare Anregungen zu geben, sondern auch anderen Wissenschaften neue Wege gedanklicher Arbeit zu weisen, besonders auch der Staatswissenschaft. Aus den Andeutungen über Volks- und Stammesprägungen in den letzten Abschnitten des Werkes, Vordeutungen auf künftige Arbeiten des Verfassers, blitzt für den aufmerksamen Leser mancher ebenso vielsagende wie bedeutsame Hinweis auf bezüglich der verwickelten — weit verwickelter, als wir gemeinhin anzunehmen uns gewöhnt haben — Beziehungen zwischen Volk und Rasse. Augur.

Hans Hahne: Totenehre im alten Norden. 144 S., 77 Abb. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1928. Preis geh. Mk. 6.—, in Leinen Mk. 8.50.

„Ohne Blutsgebundenheit ist besonders schauende Forschungsarbeit, zumal auf dem Gebiete der Menschheitsgeschichte, kaum denkbar oder bringt nur Statistik, vielleicht auch sichtende Kritik, nicht aber Erkenntnis." Das Buch, das unter diesem Zeichen steht, schildert „Vorgeschichte als Volksheitsgegeschichte", indem es aus uralten Grabsitten die nordische Auffassung von Tod und Jenseits und ihre Entwicklung über eine gewaltige Zeitspanne darzustellen versucht. H. betont seinen nordisch-deutschen Standpunkt; gleichzeitig hebt er nachdrücklich hervor, daß diese Einstellung natürlich nur dem Gleichgearteten verständlich sein kann, und daß Eigenart nicht mit Einzigart verwechselt werden darf. Wer wie der Verfasser zu empfinden vermag, wird den einheitlichen Zug des Ganzen und die dichterische Gestaltungskraft, die hier um die Schaffung eines neuen Mythos ringt, voll würdigen. Die Art des Buches bringt eine starke, nicht unbedenkliche Zusammendrängung der bisherigen Forschungsergebnisse mit sich. Es vermittelt voraussetzungslosen Lesern mit voller Absicht ein sehr vereinfachtes Bild, ohne auf schwebende Fragen und Besonderheiten der Entwicklung einzugehen; seine Absicht ist stets auf das kühne Wagnis gerichtet, hinter den noch heute keineswegs einheitlich beurteilten Bruchstücken der materiellen Kultur die geistigen Triebkräfte hervortreten zu lassen. H. Jeiß.

Adolf Helbok: Siedelungsgeschichte und Volkskunde. Schriften zur deutschen Siedelungsforschung, hgg. von R. Kötzschke, A. Helbok u. H. Aubin, Verlag der Wilhelm u. Bertha von Baensch-Stiftung, Dresden. 108 S. 5 Karten im Text; 3.— Mk.

Ebenso, wie die Mundartforschung von der rein lexikalischen und grammatikalischen zur geographischen Methode übergegangen ist und heute ihre gesichertsten Erfolge da gewinnt, wo sie die drei Wege nebeneinander zum gemeinsamen Ziel beschreitet, so ist auch die wissenschaftliche Volkskunde von rein deskriptiver Art dazu übergegangen, in weitem Maße auch geographisch vorzugehen. Daß sie dabei naturgemäß der vergleichenden Arbeitsweise nicht entraten kann, ist selbstverständlich. Diese Vergleichung muß aber nach zwei Seiten gehen. Es müssen einerseits die noch greifbaren Elemente der Volkskunde bei benachbarten und ferneren Stämmen herangezogen werden, dann aber muß auch der Vergleich mit den Ergebnissen verwandter wissenschaftlicher Disziplinen angestellt werden. Diese Methode kommt in Helboks Arbeit in ausgedehntem Maße zur Geltung, wo vor allem die unumgänglichen Bindungen mit der Siedelungsgeschichte dargestellt werden. Es ist eine heute ja nicht mehr neue Erkenntnis, daß der Boden und die ganze Umwelt, worauf und worin der Mensch lebt, sein ganzes Schaffen, sein Kultur- und Volksgut wesentlich mitbestimmt. Helbok hat richtig erkannt, daß hier nicht nur ein Teilgebiet der Volkskunde herangezogen und behandelt werden kann, sondern er setzt alle ihre Elemente: Hausbau, Hausrat, Tracht, Brauchtum, Glaube, Rechtsleben, Kult und Sage in Verbindung mit der Siedelung und ihrer Geschichte. Die beigefügten Karten sind trotz ihrer Einfachheit, oder gerade darum, um so sprechendere Beweise für die Richtigkeit der Folgerungen, die Helbok aus den gegenseitigen Beziehungen zwischen Volkskunde und Siedelungsgeschichte zieht. Eine Reihe seiner Ergebnisse sind dabei nur neue Problemstellungen und zeigen, daß hier die Volkskunde und die Siedelungsgeschichte keinesfalls etwa schon am Ende der Erkenntnisse angelangt sind. Helboks Arbeit stellt eine ungemein wertvolle und werbe-

kräftige Illustration dar zu den großangelegten und weitausschauenden Plänen, wie sie die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft im Deutschen Volkskundeatlas gefaßt und bereits in Angriff genommen hat.
F. Lüers.

Rudolf His: Geschichte des deutschen Strafrechts bis zur Karolina. 203 S. München und Berlin, 1928. R. Oldenbourg. Brosch. Mk. 9.—, in Leinen Mk. 11.—.

Das bekannte „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte" (Herausgeber v. Below † und Meinecke) erhält mit dem vorliegenden Band eine übersichtlich gegliederte Darstellung des älteren deutschen Strafrechtes, welches das reiche Quellenmaterial wie die allmählich stark angeschwollene Literatur in gleich umfassender Weise heranzieht. Das Buch verzichtet auf Quellenbelege, für die der Verfasser u. a. auf sein umfangreiches, noch nicht abgeschlossenes Werk über das Strafrecht des deutschen Mittelalters verweisen kann. Den einzelnen Abschnitten geht der Nachweis des einschlägigen Schrifttums voraus, womit für tiefere Beschäftigung mit den Sonderfragen die notwendige Grundlage gegeben ist. Der Wert des Buches für das Studium der Rechtswissenschaft und der Geschichte auf der Universität wie auch späterhin braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Aus der Fülle des hier knapp und klar zusammengefaßten Stoffes seien nur wenige Einzelheiten hervorgehoben. Die für neuzeitliche Begriffe auffallend strenge Bestrafung der Markvergehen (z. B. Enthauptung auf dem Stumpf des gefällten Markbaumes) wird verständlich durch den Hinweis, daß damit ursprünglich der Frevel gegenüber der Gottheit bestraft wurde, die als Schirmerin der Grenze galt. Von den Verbrechen des Raubes und des Diebstahls erfährt das letztere die schwerere Strafe, weil ihm der Makel der Heimlichkeit anhaftet; ganz entsprechend wird auch in anderen Fällen die Heimlichkeit als straferschwerend gewertet (z. B. Mord; Nachtbrand). Solche Unterscheidungen werfen höchst bezeichnende Schlaglichter auf die Wesensart eines Volkes; eine vergleichsweise Gegenüberstellung der Rechtsanschauungen verschiedener Völker würde auch für die Rassenkunde wertvolle Ergebnisse liefern.
H. Zeiß.

Robert Hohlbaum: Das Paradies und die Schlange. L. Staackmann, Verlag, Leipzig. Preis Lwd. Mk. 5.50.

Einen Roman aus Südtirol nennt Hohlbaum schlicht sein letztes Buch — es ist mehr: es ist das mit warmem Herzen erlebte traurige Schicksal der dem Mutterland entrissenen Grenzlanddeutschen, die hart um deutsche Art und Sitte, Muttersprache, Erziehung der Kinder im deutschen Sinne kämpfen müssen unter fremder Gewaltherrschaft. Macht geht vor Recht; angestammte Art soll mit Gewalt geändert und ausgetilgt werden, Artfremdes soll mit List dem heimattreuen Volk der Freiheitshelden gegen die Stimme des Blutes aufgezwungen werden; um die Seele des Kindes geht der Kampf zwischen Mutter und artfremder Schule, die durch Beten und Denkenlernen in der fremden Sprache das Kind den Eltern entfremdet und zur Annahme der fremden Sitten verlockt. An allen Grenzen erleben wir die Not des Deutschtums; möge Hohlbaums Buch alle Lauen aufrütteln und weiteste Verbreitung finden.
G. Moser.

Gustav Jacob: Alte badische Handwerkskunst. 133 S., 47 Abb. Karlsruhe, 1928. Verlag der Betriebs- und Lehrmittelgesellschaft m. b. H. — Preis RM. 6.—.

Das Büchlein ist im Auftrag des Badischen Handwerkskammertages verfaßt und in erster Linie bestimmt, als Prämienbuch für junge Handwerker zu dienen, denen es die künstlerischen Werte der alten Handwerkskunst nahebringen soll. Schreiner und Schmiede, Goldarbeiter und Töpfer, Glas- und Uhrenmacher werden kurz behandelt und die Arbeiten der wichtigsten Stilperioden durch gute Beispiele vorgeführt. Handwerkerdarstellungen und Zunftaltertümer schließen sich an; in letzterem Abschnitt ist eine köstliche Backmodel mit Karikaturen der Rokokofrisur abgebildet, die ein prächtiges Stück süddeutschen Humors ist. Die Bildbeigaben sind sehr sorgfältig und glücklich gewählt; angesichts der gebotenen Beschränkung in der Zahl verdient dies besondere Erwähnung. Vielleicht könnte bei einer späteren Auflage ein Teil der auf diesem Gebiet sich allerdings aufdrängenden Fremdworte ersetzt worden. — Die „Alte badische Handwerkskunst" verdient auch außerhalb der ihr zunächst zugänglichen Kreise bekannt zu werden. Man darf gespannt sein, wie der spätere Plan einer Behandlung des neuzeitlichen Kunsthandwerks ausgeführt werden wird.
H. Zeiß.

Franz Kießling: Deutsche Sippennamen. (218 S.) — **Über heidnische Opfersteine.** (128 S.) Wien 1926/28. Verlag: Roland, Ver. österr. Altertumsfreunde, Wien 4.

Beide Schriften zeigen, mit welcher Liebe der Verfasser sich seiner volkstümlichen

Aufklärungsarbeit widmet. Die „Sippennamen“ geben in zwangloser Reihenfolge Erklärungen zahlreicher Familiennamen, wobei Förstemann zu Rate gezogen wird, während der Verfasser leider auf Heintze-Cascorbi (Deutsche Familiennamen) nicht aufmerksam geworden zu sein scheint. Daß er den Gefahren der Irrdeutung ausgesetzt war, gibt er in erfreulicher Offenheit zu; im übrigen beweist er des öfteren ein recht gutes Gefühl für sprachliche Zusammenhänge. Seine Stellungnahme gegen die Slavomanie ist erfreulich, wenn sie auch nicht in allen Punkten genügend begründet sein dürfte. Es sollte dem Verfasser nicht schwer fallen, seine Arbeit mit Hilfe eines sprachgeschichtlich geschulten Freundes von den einstweilen nicht seltenen Mängeln zu befreien. — Wenn wir auch gegen die allgemeine Zuweisung der sog. „Schalensteine“ an das germanische Altertum große Bedenken haben (gerade im spät-besiedelten Waldviertel sind sie sehr häufig), so begrüßen wir durchaus das Eintreten für den Schutz dieser Naturdenkmäler, die sehr oft — wie aus den angeführten neuen Beispielen hervorgeht — eine Rolle im Volksglauben spielen; solche Zeugnisse verdienen unter genauer Angabe von Gewährsleuten und Zeit der Ermittlung gesammelt zu werden. H. Zeiß.

Norwegische Königsgeschichten. Bd. 1. Übertragen von Felix Niedner. (Samml. Thule, Bd. 17.) 352 S. Jena 1928, Verlag Eugen Diederichs. Geh. Mk. 9.50, geb. Mk. 12.—.

Die Sammlung Thule hat das große Verdienst, den reichen Schatz altnordischer Überlieferung dem deutschen Leser zu erschließen; diese ist eine um so wertvollere Quelle für den Werdegang der germanischen Völker, da gleichartige deutsche oder englische Zeugnisse fehlen. Die 40 novellenartigen Erzählungen des vorliegenden Bandes bilden eine treffliche Ergänzung zu Snorris Königsbuch (Thule, Bd. 14—16), in dem die gleichen Herrscher mehr nach ihrer allgemeinen politischen Bedeutung gewürdigt werden. Im Mittelpunkt der Geschichten stehen Norwegerkönige und ihre Gefolgsleute, namentlich die Isländer, unter denen schlagfertige Skalden eine besondere Rolle spielen. Ihre Abenteurerlust führt sie nach England und Rußland, und bis an den Hof von Byzanz; auch die Rompilger haben etwas von jener altnordischen Erbeigenschaft an sich. Nicht selten klingt ein geistlicher Zug in diesen Geschichten aus dem 10. und 11. Jahrhundert an: Der heilige Olaf steht als Wundertäter und Nothelfer oft im Vordergrund und es ist unverkennbar, welch starkes Gewicht der kriegerische Heilige in der Wagschale des Christenglaubens bedeutete, der übrigens nach unseren Erzählungen damals noch wenig tief saß, wenn auch die geistlichen Bearbeiter ihre moralisierenden Tendenzen zum Ausdruck gebracht haben. Von diesen abgesehen, steht Denken und Fühlen der handelnden Männer doch den Gestalten der isländischen Sagas noch sehr nahe, wenn auch gewisse zeit- und gesellschaftsbedingte Unterschiede zu beobachten sind. Wir können nur schmerzlich bedauern, daß wir für die gleichzeitigen Ottonen- und Salierkaiser und den deutschen Ritter- und Bauernstand nicht ähnliche lebendige Schilderungen besitzen. H. Zeiß.

H. Muckermann: Rassenforschung und Volk der Zukunft. F. Dümmlers Verlag, Berlin. Mk. 2.50.

Gibt eine den letzten wissenschaftlichen Ergebnissen entsprechende objektive Übersicht über die Grundfragen der Rassenforschung und deren Nutzanwendung für das Wohl der künftigen Generationen. Die Lücken unseres bisherigen Wissens und die Aufgaben der weiteren Erforschung werden in diesen ausgezeichnet als Einführung geeigneten Abhandlungen ebenso klar wie die bisherigen positiven Ergebnisse. G. Moser.

Otto Peterka: Rechtsgeschichte der böhmischen Länder. 2. Bd. Geschichte des öffentlichen Rechtes und der Rechtsquellen von der hussitischen Zeit bis zum Theresianischen Zeitalter. 198 S. Reichenberg i. B. 1928, Gebrüder Stiepel.

Wenn auch nur in einem sehr lockeren Verhältnis zum Reich stehend, so hat doch Böhmen an der deutschen Geschichte handelnd und leidend starken Anteil genommen und schon die geographische Lage gibt zu starken Wechselbeziehungen auch für die Zukunft Anlaß, wenngleich der neugegründete Tschechenstaat zunächst sein Gesicht demonstrativ von dem deutschen Nachbar abzukehren getrachtet hat. Neben der allgemeinen Bedeutung, welche den böhmischen Verhältnissen somit für uns zukommt, ist wichtig, daß die vorliegende Darstellung alle einst zur Krone Böhmen gehörigen Länder (also auch die Lausitzen und Schlesien) berücksichtigt.

Die starke nationale Welle der Hussitenbewegung hat bekanntlich dem führenden deutschen Bürgertum einen schweren, niemals überwundenen Schlag versetzt, was die vorliegende Behandlung der Rechtsverhältnisse entsprechend hervorhebt. Übrigens

weist der Verfasser für die größeren mährischen Städte eine wesentlich günstigere Stellung des Deutschtums nach. Ferner schildert er in der klaren, das Wichtige scharf erfassenden Darstellung, die dem ganzen Buche eigen ist, die einzelnen, zur Wiedererstarkung des Deutschtums im 16. bis 17. Jahrhundert führenden Gründe. Die gleichzeitige Verdrängung des Magdeburger Rechtes gibt sich weniger als ein Erfolg des Tschechentums denn als ein Sieg römisch-rechtlicher Strömungen zu erkennen.

Das eben Gesagte soll lediglich einige vom deutschen Standpunkte aus besonders bemerkenswerte Tatsachen hervorheben. Um die Fülle des bewältigten Stoffes anzudeuten, sei erwähnt, daß sich innerhalb des 15. bis 17. Jahrhunderts auf böhmischem Boden erst die umstürzlerische Hussitenbewegung vollzieht, dann ein unbedingtes Übergewicht der adeligen Grundherren sowohl gegenüber dem Königtum wie gegenüber Bürger- und Bauerntum sich herausbildet, und endlich mit der Überwindung der ständisch-protestantischen Fronde am Weißen Berge (1620) der schon vorher angebahnte königliche Absolutismus der Habsburger zum Siege gelangt. Das Buch, dessen Brauchbarkeit durch ein Schriftenverzeichnis und ein Sachregister erhöht wird, unterrichtet eingehend über die wechselvollen Geschicke der Verfassung und der Stände Böhmens (und seiner Nebenländer) während dieses Zeitraumes, und verdient deshalb im Reiche nicht minder wie in Böhmen beachtet zu werden. H. Zeiß.

Gottfried Pfeifer: Das Siedlungsbild der Landschaft Angeln. 167 S., 22 Abb., 7 Karten. (Schriften der baltischen Kommission zu Kiel, Bd. 14.) Breslau 1928, Verlag Ferd. Hirt. Preis: geh. Mk. 12.—.

Wenige deutsche Landschaften dürften eine gleich wertvolle Darstellung ihres Siedlungsbildes aufzuweisen haben, wie sie hier für Angeln, d. h. Schleswig östlich der Linie Flensburg-(Stadt) Schleswig, geboten wird. Der Verfasser erörtert Methode und Quellen und gibt anschließend an die „Landschaftlichen Grundlagen" Querschnitte für die Zeit um 1400, 1700, 1800 und 1928. Sorgfältig spürt er bis ins einzelne den naturbedingten wie den geschichtlichen und wirtschaftlichen Kräften nach, die gestaltend auf die einzelnen Siedlungsformen (Dorf, Streusiedlung, Gutssiedlung) eingewirkt und namentlich auch die Verteilung der Siedlungen und die Bevölkerungsbewegung beeinflußt haben; das reich entwickelte heimatliche Schrifttum ist der Arbeit sehr zugute gekommen. An dieser Stelle sei besonders darauf hingewiesen, wie stark auch in der Siedlungsgeschichte die (seit der Abwanderung der Angeln nach England) durch Jahrhunderte bestehende Herrschaft des Dänentums und seine allmähliche Verdrängung zum Ausdruck kommt. Die Schrift wird auch von seiten der Schwesterwissenschaften, die sie berührt, aufmerksame Beachtung finden, ganz besonders warme Aufnahme aber auf dem Boden, dessen Erforschung sie sich zum Ziel gestellt hat. H. Zeiß.

Friedrich Pfister: Schwäbische Volksbräuche, Feste und Sagen. 112 S. Dr. Benno Filser, Verlag, Augsburg 1924. Preis Mk. 3.— (geheftet).

Das ansprechende Büchlein behandelt mannigfaltige Heilbräuche (wo u. a. auch der Liebeszauber behandelt wird), das Geistervertreiben, die Bräuche bei Hochzeit und Tod und verschiedene Festbräuche (z. B. Johannisfeuer, Pfingstbutz, Ostereier). Der Verfasser sucht die heimischen Erscheinungen in größere, die moderne wie die antike Welt umspannende Zusammenhänge einzureihen und vermag so ihren tieferen Sinn dem Leser darzulegen. Das Schlußkapitel über „Grundformen des religiösen Lebens" gibt der Schrift einen sinnvollen Ausklang.

H. Zeiß.

E. P. Radusch: Das Geheimnis des Blutes. C. G. Hendeß, Verlag, Köslin.

Aus einer Reihe von Vorträgen im Bekanntenkreis hervorgegangen, will das Buch mit dazu beitragen, das deutsche Volk aufzurütteln, sich auf seine deutsche Art zu besinnen, ihm die Wege zu zeigen, auf denen es sich zu sich selbst zurückfindet. In wie vielen Dingen heute immer noch, wenn auch vielen unbewußt, die ererbten Eigenschaften des Blutes sich zeigen, ist anregend geschildert: Kultur wächst von innen heraus, Zivilisation trägt von außen heran. Kultur gehört zur angestammten Art, Zivilisation wird als fremde Form von außen aufgepfropft, um so leichter je weniger die Stimme des Blutes sich meldet. Wie viel Artfremdes es abzuschütteln gibt, welche große Reichtümer noch gerettet werden können, wird allen eindringlich klar werden: Immer mehr reines Haus gemacht für die deutschen Sinne und Herzen. Ein Buch nicht nur für Erwachsene, auch für den Weihnachtstisch unserer heranwachsenden Jugend, deren Gewissen geweckt und für die Fragen des Deutschtums geschärft wird. G. Moser.

Deutsche Volkheit. Herausgeber: Dr. Paul Zaunert. Eugen Diederichs Verlag.

Jena. Jeder Band Mk. 2.—, in Leinen Mk. 2.80.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart gehört das unverkennbare Bedürfnis nach Besinnung auf die Grundlagen des deutschen Volkstums. Es handelt sich dabei nicht um antiquarische Beschäftigung mit der Vergangenheit, sondern um bewußte Hinwendung zu schöpferischen Epochen und Gestalten, um aus der Erkenntnis der höchsten Offenbarungen deutschen Wesens Kräfte für die Lösung der Zukunftsaufgaben zu gewinnen. Auf dieses Ziel wirkt in umfassender Weise — schon heute in 60 Bänden — die „Deutsche Volkheit". Unter den letzten Bänden findet sich eine lebendige Darstellung des kraftvollen Konrad II.; es ist sehr zu fürchten, daß Herzog Ernst, sein Stiefsohn, dem deutschen Gebildeten seines romantischen Schicksals wegen bekannter ist, als der Kaiser selbst, der das Reich vielleicht auf den Gipfel seiner Macht geführt hat. Außer der fesselnden Geschichte des königlichen Kaufmannsgeschlechtes der Fugger sei nur noch der Südtirolband J. V. Mannhardts genannt; möge er aufklärend wirken, wo man im Reich das Martyrium dieses deutschen Landes noch nicht genügend kennt. Der Reichtum der „Deutschen Volkheit" kann in wenigen Zeilen nur angedeutet werden; es ist lebhaft zu wünschen, daß ihre Bände in allen deutschen Kreisen warme Aufnahme und starke Verbreitung finden.

H. Zeiß.

Der bayerische Vorgeschichtsfreund. Blätter zur Förderung der Vor- und Frühgeschichtsforschung, begründet von J. Kandler, Schriftleitung: Dr. F. Wagner. Heft VII. 1927/28. J. F. Lehmanns Verlag. München SW 4. Preis: Mk. 3.—.

Schon beim bloßen Durchblättern des vorliegenden Heftes gewinnt man den Eindruck, daß hier nicht nur derjenige auf seine Rechnung kommen wird, den örtliche und heimatliche Interessen leiten, obwohl überall Bayerisches im Mittelpunkt steht oder Ausgangspunkt ist.

Soweit es sich dabei um Vorgeschichtliches, oder besser gesagt (auch mit Einschluß von Frühgeschichtlichem) um wissenschaftliche Verwertung von Funden handelt, ist schon der Name P. Reinecke Grund für diese Voraussetzung und Gewähr für ihre Erfüllung. Wir finden diesen Namen unter nicht weniger als fünf Beiträgen, betitelt: „Vor- und frühgeschichtliche Flachgräber in Süddeutschland", „Der Münchshöfer Typus im rechtsrheinischen Bayern", „Die Slaven in Nordostbayern", „Neue Funde und Forschungen", „Zur Geschichte des Eisens".

In dem ersten dieser Aufsätze gibt der genannte Gelehrte einen für den Fachmann wie den Laien gleicherweise wertvollen allgemeinen Überblick über die einschlägigen Vorkommnisse auf einem weiteren, das bayerische in sich schließenden Gebiet. Der zweite ist einer wichtigen Phase der jüngeren Steinzeit gewidmet, deren typische Formen festgestellt und deren weitreichenden Beziehungen und relativer, sowie absoluter Zeitstellung nachgeforscht wird, mit dem Ergebnis, daß wir es wahrscheinlich mit der Zeit nach 2500, aber erheblich vor 2000 v. Chr. zu tun haben. Von besonderem Interesse ist diese auf bandkeramische Kulturen folgende Stufe deshalb, weil in ihr zum erstenmal Kupfer und Gold für Schmuck und Werkzeuge Verwendung findet. Die dritte Abhandlung schließt sich kritisch und ergänzend an eine in den Sitzungsberichten der Physikalisch-medizinischen Sozietät zu Erlangen (Band 56—57, 1924/25) erschienene Arbeit von Margarete Bachmann über die Verbreitung der slavischen Siedlung in Nordbayern an. Eine beigegebene Karte, die einerseits die Grenzorte und Grenzlinien der Verbreitung ostfränkisch-alamannisch-baiwarischer (wie ich statt „bajuwarischer" schreiben würde) Reihengräber der Merovingerzeit und andererseits die Grenzlinie der slavischen Ortsnamen in Nordostbayern und die Grab- und anderen Funde spätmerovingisch-karolingischer Zeit vermeintlich slavischer, bzw. slavischer Zugehörigkeit verzeichnet, trägt sehr zur Anschaulichkeit der Darstellung bei. Ein Blick auf diese Karte wird genügen, um zu erkennen, wie falsch es ist, wenn Schuchhardt sich in seinem Buch „Vorgeschichte von Deutschland" S. 311 über die Slaven äußert: „Schon im 6. Jahrhundert haben sie das nördliche Donauufer, vielleicht mit Regensburg als Landesfeste, in der Gewalt." Denn nirgends erreichen jene Grenzlinien in der Gegend der Regenmündung das nördliche Donauufer. Dabei sehen wir ab davon, daß jene Zeitangabe nicht richtig sein kann und die Bemerkung über die „Landesfestung" auf dem rechten Donauufer sich nicht vereinbaren läßt mit den damaligen politischen Verhältnissen in den bairisch-slavischen Grenzgebieten.

Wir müssen es uns versagen, auch auf die anderen vorgenannten Beiträge Reineckes hier näher einzugehen. Dasselbe gilt in bezug auf den Anteil des Herausgebers Dr. Fr. Wagner, dessen Name neben dem Birkners und Reineckes auch in den Buchbesprechungen vertreten ist und der unter der Überschrift „Wanderung entlang der römischen Donausüdstraße von Neuburg an der Donau bis Straß-Moos bzw. Burg-

heim" eine wissenschaftliche Anleitung für die Begehung einer interessanten, an sichtbaren Kulturdenkmälern besonders reichen Strecke des bayerischen Donaugeländes gibt.

Wirklich mustergültige, die Selbstbesichtigung der Funde und Bodendenkmäler ersetzende Abbildungen auf 6 Tafeln kommen dem Verständnis in den Aufsätzen urgeschichtlichen Inhalts sehr zu statten.

In das Gebiet der bayerischen Frühgeschichte führt uns H. Zeiß mit einer „Quellensammlung für die Geschichte des bairischen Stammensherzogtums bis 750", die sich an die Sammlung der antiken Quellen zur Geographie Bayerns von F. Wagner (BVfr. 1/2, 45 ff.) und die Bestimmung der antiken geographischen Namen für das rechtsrheinische Bayern durch P. Reinecke (BVfr. 4, 17 ff.; 5, 17 ff.; 6, 17 ff.) anreiht und im nächsten Heft zum Abschluß gebracht werden soll. Schon dieser eine Beitrag würde dem vorliegenden Heft Dauerwert sichern. Jeder einzelnen der zusammengetragenen Quellenstellen ist eine deutsche Übersetzung beigefügt nebst kritischen und erläuternden Anmerkungen. Bei der Wiedergabe der Namen im Deutschen hat Zeiß normalisiert. Wo eine Quelle z. B. einen Frauennamen in der verderbten Form Wuldotrada bringt, ist er auf Grund der anderen Belege in der Übersetzung als Walderada hergestellt, gewiß mit Recht. Nur in einem Fall scheint auf den ersten Blick dieses Verfahren bedenklich: dort (in Nr. 47), wo der Frauenname Swanahildis des Textes in der Übersetzung durch Sunnihild wiedergegeben wird. Und zwar deshalb bedenklich, weil Swanahildis, für sich betrachtet, nicht verderbt, sondern ein gangbarer Frauenname ist. Aber anderweitige Zeugnisse für die gleiche Person entscheiden doch auch hier gegen Swanahildis und für Sunnihildis, und letzterem den Vorzug zu geben, hätten wir auch dann schon Anlaß, wenn sich die Belege die Wage hielten, weil die Abänderung von etwas unverständlich gewordenem (Sunni-) in etwas Verständliches (Swana-) begreiflicher ist, als es der umgekehrte Vorgang wäre.

An diesen Ersatz von älterem Sunnihildis durch jüngeres Swanahildis knüpfen sich aber leicht Gedanken, die hier nicht unterdrückt werden sollen, wenn sie auch über den Rahmen dieser Buchbesprechung hinausgreifen. Der Vorgang hat nämlich ein Seitenstück, sofern die Sunilda des Jordanes in der nordischen Sagenüberlieferung als Svanhildr fortlebt. Suni- in Sunilda hat Müllenhoff als gotisch sōni- angesetzt; wir werden aber wohl eher mit einem gotischen Namen Sunja-, Suni-hildi zu rechnen haben. Und wenn der gleiche Austausch sich nun auch bei einem geschichtlichen Namen in einer bayerischen Quelle des 8. Jahrhunderts beobachten läßt, wird sich dies so erklären, daß der Personenname wohl schon im Hinblick auf die Sagengestalt gegeben worden war und, als eins mit dem Namen in der Sage empfunden, durch das Schwanken und den Wandel des letzteren mitberührt wurde. R. Much.

Ludwig Wolff: Die Helden der Völkerwanderungszeit. 240 S., 16 Abb. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1928. Geheftet Mk. 6.50, in Leinen Mk. 9.—.

Das Buch ist mit Fug und Recht Andreas Heusler gewidmet, der für die Erforschung der germanischen Heldensage so Großes geleistet hat. Auf seinen und andern modernen Forschungsergebnissen fußt Wolff, der mit feinem Verständnis und in fesselnder Darstellungsart (der man die mühsame wissenschaftliche Kleinarbeit nicht anmerkt) von den großen Taten der Völkerwanderungszeit und ihrer Umgestaltung in der Heldendichtung erzählt. „In den Heldensagen lebt etwas vom Wesen des Germanentums, das sie geschaffen hat, von den Kräften, die hinter den Taten standen." Das hat Wolff ausgezeichnet herausgearbeitet. Die eingeflochtenen Berichte der Geschichtschreiber und (erhaltenen) Heldenlieder sind sehr ansprechend übersetzt; wo es gegeben war, wird der Inhalt der nur mehr erschließbaren Lieder nach der Art Heuslers in knapper Darstellung zusammengefaßt. Es gibt wohl kein Buch, das in gleicher trefflicher und verständlicher Weise die historische Überlieferung über die Hauptgestalten der Sage und ihre dichterische Umformung darlegt. Selten ist ein Stück alter deutscher Geschichte und Dichtung so lebendig dargestellt worden, wie es hier für die dramatische Zeit der Völkerwanderung und der Heldensage gelungen ist.
H. Zeiß.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Schriftleiter: Prof. Eugen Fehrle, Heidelberg. Jährlich mindestens 10 Bogen. Verlag Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Preis: Mk. 4.— (jährlich).

Aus den wertvollen Aufsätzen der seit 1927 erscheinenden Zeitschrift seien genannt: A. Pfalz, Angebliche fränkische Mundarten in Österreich (1927); A. Spamer, Volkskunst und Volkskunde (1928). Wer auf volkskundlichem Gebiete arbeitet, wird die reichhaltige Zeitschrift nicht mehr entbehren können. H. Zeiß.